

Die Fundgrube

Ein Bericht über die Wilde Jagd aus dem Jahre 1862. Dieser Bericht ist entnommen aus dem Manuscript „Sturm und Sonne, Erinnerungen aus großer Zeit für meine Kinder“ von Prof. Dr. Albrecht Schmidt, Frankfurt a. M. (1858—1864).

Bei dieser Gelegenheit will ich doch auch noch einer völlig unaufgeklärten Begebenheit in Grebenbrück Erwähnung tun, die selbst dem nüchternen Papa viel Kopfschmerzen gemacht hat:

Im Juni 1862 war es, als er an einem Freitagabend von Bodelschwinghs in Bamenohl, die mit uns sehr befreundet waren, besuchte. Er blieb zum Abendbrot dort und ging erst gegen Mitternacht heim. Es war ein wunderbarer mondhellster Abend. Die Chaussee lag zwischen dem Fließchen Renne und steilen, mit Buschwerk von jungen Eichen und Buchen bewachsenen Bergen. Tiefste Einsamkeit, nur ein schwarzer Hund läuft plötzlich über den Weg, da wird's nebenan auf den Bergen lebendig: ein Brechen, ein Balgen in dem Gäß, ein Nieseln von Geröll und Steinen, und dabei ein Wutgeschrei und grausiges Geheul von Stimmen, als ob Dutzende von Menschen dort oben rausten, massakriert und ermordet würden. Ein Grausen hat den Papa erfasst, daß ihm sich die Haare sträubten und er in größter Hast nach Hause rannte, dort totenbleich in Schweiß gebadet ankam, sich ganz erschöpft aufs Bett warf und mir erst nach langer Zeit sein Erlebnis mitteilte. Er glaubte nicht anders, als daß durch die vielen fremden Bahnbauarbeiter, Polen und Italiener, ein fürchterliches Massaker verübt sei. In diesem Sinne machte er auch gleich anderen Morgens dem Bürgermeister von Bielsstein Mitteilung und bat ihn, noch am selben Nachmittag den Tatort zu besichtigen. Dieser sagte auch zu, aber mit einer etwas eigentümlichen Bemerkung, die Papa ihm sehr übelnahm. Als aber beide Herren mit ihren Beamten den Bergkamm absuchten, fanden sie auch nicht das Ge-

ringste, was von einer Rauferei und Balgerei, noch gar von Mord und Totschlag hätte zeugen können. Kein Astchen war geknickt, keine Fußspur zu entdecken, auch nichts von abgebrockeltem Geröll und Fußspuren. Papa war nicht wenig verblüfft, und als nun gar der Bürgermeister anfang, ihm etwas spöttisch zu insinuierten, er habe sicherlich die „Wilde Jagd“ gehört, wurde er ganz empört, ob dieser kindischen Zumutung, wofür der obige Herr nur ein Achselzucken und den Trost hatte: Papa sei nicht der erste, der sie gehört habe. Papa ging noch am selbigen Tage nach Bamenohl und machte dem Baron von Bodelschwinghs Mitteilung von seinem Erlebnis. Dieser machte nichts weniger als ein spöttisches Gesicht, ließ seinen Jäger rufen und bat, doch demselben sein Erlebnis zu erzählen. Der Mann, ein ernster und Zutrauen erweckender Mensch in mittleren Jahren, nickte bei allem, was er hörte, verständnisvoll, fragte nach diesem und jenem, so auch, ob nicht ein schwarzer Hund über den Weg gelaufen sei, und anderes mehr, und erklärte dann, Papa habe die „Wilde Jagd“ gehört, wie er selbst schon verschiedene Male, was ja auch sein Herr wisse. Soviel und solange auch über die Sache verhandelt und untersucht wurde, es führte zu keinem aufklärenden Resultat.

Vater Schmidt war in Grebenbrück Direktor der „Germania-Hütte“, eines kleinen Hüttenwerkes von Gabriel und Bergenthal. Die Schilderung stammt von der Mutter des Verfassers, der sie selbst von seinem Vater in gleicher Weise mehrfach gehört hatte. Wie der Verfasser ausdrücklich betont, trank sein Vater niemals Alkohol. Die Dämonologien und Pathologen mögen sich nun darüber streiten, ob bei diesem zielbewußten Mann der Wirtschaft Erscheinungen wie Angst, Epilepsie und Geisteschwäche vorauszu sehen sind. Wir wollen diese einwandfreie Überlieferung hiermit lediglich als Tatbestand bekanntgeben.

Berichtigung: In dem Zeitaufsatz von Dr. Biergut in Heft 5/37 wurden auf Seite 132 die Fußnoten vertauscht. Wir bitten, dies zu beachten.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Flaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Anzeigenleiter: Dr. Felix Biergut, Leipzig. D. A. I. H. 1937 12500. Pl. Nr. 3. Druck: Offizin Haag-Druckguth, Leipzig. Verlag: A. F. Kochler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Leipzig, Juli 1937

Heft 7

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde
zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt
Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin
Vorstandender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler
Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Plafmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV
Detmolder Schriftleitung: Detmold, Gillerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 7

Inhalt

- | | | | |
|--|-----|---|-----|
| Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Ein Bild der gesamtgermanischen Kultur. Von Otto Höfler | 193 | Vom Sinn der germanischen Namensgebung. Von Dr. E. Hertel | 213 |
| Beitrag zur Urgeschichte des Getreidebaues. Von Dr. Walter von Stokar | 200 | Oberstleutnant Plaf 70 Jahre. Von Wilh. Teudt | 217 |
| Heilszeichen im Gefüge des niederfächsischen Bauernhauses. Von M. Helmers-Hamburg | 205 | Die Fundgrube | 218 |
| Zur Wiederbelebung der Volkskunst. Von Hans Bauer | 211 | Aus der Landschaft | 220 |
| | | Die Wäckerwaage | 221 |
| | | Zeitschriftenschau | 223 |

Das Umschlagbild zeigt ein alemannisches Schmuckstück aus Pfalzheim in Württemberg. Grabfund aus dem 6.-8. Jhd.

(Entnommen aus Herman Wirth, Die Heilige Urschrift der Menschheit.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptchriftleitung: Dr. J. D. Plafmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Gillerdamm 12. Für unüberlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

Juli

Heft 7

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Ein Bild der gesamtgermanischen Kultur

Zu Wilh. Grönbeck, „Kultur und Religion der Germanen“ (Hamburg 1937)

Von allen Germanenforschern hat der Däne Wilhelm Grönbeck zweifellos das geschlossenste und eindringlichste Bild von der germanischen Gesamtkultur gezeichnet. Das Buch ist soeben in deutscher Übersetzung erschienen. Über seine umfassende Bedeutung lassen wir den Herausgeber der deutschen Ausgabe selbst urteilen.

Das „Selbstbewußtsein“ eines Volkes hängt davon ab, wie es sich selber sieht, wie es seine Vergangenheit empfindet, wie ihm seine Art und seine Geschichte bewußt wird. Das ist die ungeheure Verantwortung der Geschichtsschreibung: einzustehen für das Selbstbewußtsein der Völker. Ob ein Volk stolz auf sich selber ist, ob es Freude an sich und seiner Herkunft hat, davon hängt seine Haltung, sein Lebensmut und seine Lebensfreude ab.

Wir sprechen nicht nur von „Selbstgefühl“, wir sprechen auch von „Selbstbewußtsein“. Was ein Volk über sich und seine Herkunft weiß, das wird ihm zur Quelle von Kraft — oder von Schwäche.

Nicht auf Einzelwissen kommt es dabei an. Auch die größte Masse von Einzelheiten bleibt für dieses „Wissen“ so lange völlig bedeutungslos, als sie nicht in ein historisches Großbild eingegliedert ist.

Dem Positivismus des 19. Jahrhunderts sind die geschichtlichen Großbilder abhanden gekommen. Noch gab es Großbilder der griechischen und der römischen Kultur — aber wo bleibt die Gesamtschau unserer eigenen Vergangenheit, die Früheres und Späteres umfaßt? Zersplittert wie unser politisches Dasein blieb auch unser Wissen um unser geschichtliches Sein.

Ein nordischer Gelehrter hat uns nun ein wirkliches Gesamtbild unseres Altertums gegeben. Es ist das erste in seiner Art.

Einzel Darstellungen von verschiedenen Teilgebieten des altgermanischen Lebens — von Recht, Mythos und Kult, Wehrorganisation, Dichtung usw. — besitzen wir genügend. Doch auch die ausgezeichnetsten Darstellungen dieser Art schneiden ja immer einen Teil

aus dem Organismus des Gesamtlebens und präparieren ihn für sich. Mag nun ein solches Einzelpräparat eines Glieds noch so sauber gearbeitet sein — niemals bietet es einen Ersatz für das lebendige Ganze. Gesamtbilder vom Leben unserer Völkerrfamilie geben sie nicht.

Grönbeck aber ist aufs Ganze gegangen. In seinem gewaltigen Werk (das zuerst 1909 bis 1912 in dänischer Sprache erschien, dann 1928 in englischer Bearbeitung), sind tausende von Einzelheiten verarbeitet. Niemals jedoch bleibt dabei sein Blick am Detail haften, sondern er richtet sich immer wieder aufs Große.

„Friede“, Ehre, Heil: das sind die tragenden Lebensmächte in Grönbecks Germanenbild. Nicht durch abstrakte philosophische Definitionen führt er seine Leser in die Welt des Altertums ein. Er stellt ganz konkrete, anschauliche Berichte alter Quellen vor uns hin, Schilderungen von Menschen und Ereignissen, die den modernen Historiker vielleicht zunächst unbegreiflich anmuten. Er macht es seinen Lesern nicht „leicht“, indem er die Unterschiede zwischen den Alten und den Heutigen verwischt oder vertuscht. Im Gegenteil! Er führt uns mit Vorliebe gerade vor solche Traditionen und Sitten, die uns auf den ersten Blick unbegreiflich scheinen. Aber gerade darin erweist er seine überlegene Meisterschaft: er versteht es, uns Schritt für Schritt in den Geist jener längstvergangenen Jahrhunderte hineinzuführen, bis wir allmählich verstehen lernen, warum diese Menschen so handeln mußten, wie sie handelten. Am glänzendsten vielleicht ist Grönbeck das bei der Deutung der Blutrache gelungen, die ja bekanntlich das große, immer wiederlehrende Motiv der germanischen Heldendichtung und der Isländersagas wie des altgermanischen Rechtswesens ist. Blutrache — das galt als der Inbegriff des Schauerlichen, Barbarischen, Verabscheuungswürdigen für den „aufgeklärten“ Zivilisationsmenschen, sie ist wohl dasjenige Motiv, das ein unmittelbares menschliches Verstehen der Frühzeit am schärfsten und zähesten erschwert hat.

Grönbeck versucht nicht, die Blutrache als etwas Nebensächliches oder gar als etwas Harmloses hinzustellen, etwas, „das im Grunde gar nicht so schlimm“ oder „gar nicht so gefährlich“ gewesen wäre. Er sieht diese Macht der Vorzeit in ihrer vollen Gewaltfamkeit und Härte.

Aber im Gegensatz zu den üblichen vergangenheitsfernen Geschichtsbetrachtern, die hier von Barbarei usw. reden und ihrer entsetzten moralischen Entrüstung über das Ur-tümliche mehr oder weniger unverhüllt Ausdruck geben, sucht uns Grönbeck die Vorzeit-fitte verstehen zu lassen. Und es gelingt ihm: Er zeigt, wie die Friedensgemeinschaft der Sippe eine umfassende Einheit ist, die aus der Vergangenheit in die Zukunft hin-überragt und in der die Toten lebendig bleiben, solange Heil und Ehre des Ganzen lebendig sind. Einem Toten Genugtuung schaffen, heißt, sein Heil wiederaufrichten und so die Lebenskraft des Ganzen emporführen.

Die Blutrachefitten schon zeigen, daß diese „Friedens“-Gemeinschaften nicht etwas „Friedliches“ im modernen Sinn dieses Wortes waren. „Friede“ bedeutet hier gegen-seitige Unverletzlichkeit und Lebens Einheit. Mitglieder einer solchen Gemeinschaft wer-den einander so wenig zu verletzen streben wie die Glieder eines Leibes. Es gilt hier wiederum, die Grundlagen der alten Kultur nicht dadurch mißzuverstehen, daß man ihnen gedankenlos naiv die neuzeitlichen, im 19. Jahrhundert herausgebildeten Wort-bedeutungen unterfährt. Auch ein kriegsführendes Heer z. B. ist eine „Friedensgemein-schaft“ im Grönbeckschen Sinn: denn auch innerhalb der alten Kampf-Verbände, die echte Gemeinschaften bildeten, sind die einzelnen für einander unverletzlich wie innerhalb der Sippe. Und die altgermanischen „Friedensgemeinschaften“, Sippen genau so wie Kriegerbünde, sind durchwegs Kampfgemeinschaften gewesen.

Es ist das ganz besondere Verdienst Grönbecks, daß er die gesamte Kulturentwicklung von der Gemein-schaft her sieht, nicht vom losgelösten Individuum aus. Das ist bei

ihm nicht nur Programm geblieben, sondern er hat es bis ins Letzte durchgeführt. Ge-erade in dieser Hinsicht ist Grönbecks Geschichtsdarstellung schlechthin revolutionär und leitet nach einer jahrzehntelangen Vorherrschaft individualistischer Betrachtungsweisen eine neue Epoche der Forschung ein. Sein Kampf gegen den Individualismus wird dabei dem Individuum völlig gerecht. Er weiß die großen und starken Charaktere, an denen unser Altertum so reich ist, in ihrer kantigen Schärfe, ihrer heißen Leidenschaft und ihrem trozi-gen Eigentwillen voll zu würdigen. Und trotzdem zeigt er mit unwiderprechlicher Klar-heit, wie auch die eigentwilligsten Gestalten dieser Kultur nur als Glieder ihrer Gemein-schaften zu verstehen sind, wie ihre Handlungsweise, ihr praktisches Verhalten und Rea-gieren — dem modernen verbürgerlichten Menschen oft so fremdartig und unbegreiflich — nur dann zu verstehen ist, wenn man den einzelnen, auch den härtesten und wildesten, eingeordnet sieht in die Gemeinschaft, von ihr getragen und beseelt, in ihrem Interesse handelnd, ihrem Dienst, im guten wie im bösen geweiht. Auch hier erweist Grönbeck wie-der seine Kunst der Deutung: er stellt uns vor alte Berichte, die zunächst gänzlich para-dox scheinen, und bringt uns dann auf den Punkt, von wo aus wir das innere Gefüge der Seelenhaltung übersehen und das vorher Unbegreifliche als innerlich notwen-dig verstehen lernen. Gerade weil Grönbeck uns den Weg zum Altertum nicht durch Weg-räumen des Schwierigen erleichtert und verkürzt, sondern absolut unbestechlich die Dinge zeigt, wie sie sind — gerade darum kann jeder, der ehrlichen Willens die Wirklichkeiten kennenzulernen strebt, von Grönbeck unerhört viel Neues lernen. Der ehrliche Wille zur ungeschmälerten, ungeschminkten Wahr-heit der Geschichte ist dabei allerdings un-erläßliche Voraussetzung. Niemals hat er Tatsachen als unbequem überdeckt oder gedreht. Und sein Bild der Vorzeit ist doch eins der stolzeften geworden, das wir besitzen. Daran mögen sich alle die ein beschämendes Vorbild nehmen, die so tun, als ergäbe sich nur dann ein erträgliches Bild des Germanentums, wenn man die Geschichte erst mehr oder minder retuschiert. Unsere Vergangenheit und Herkunft verträgt es durchaus, daß man ihr gerade ins Auge schaut! Mögen das alle von Grönbeck lernen!

Für uns Deutsche ist es von besonderer Bedeutung, daß hier ein nordischer Gelehrter ein Gesamtbild des ganzen Germanentums entwirft und dabei gänzlich frei bleibt von dem häufigen Fehler, das Nordgermanentum gegen das Südgermanentum aus-zuspälen und damit zwischen Deutschland und Skandinavien eine Kluft aufzureißen. Grönbeck hat einen feinen Sinn für die Eigenart der einzelnen Stämme. Aber er sieht über den Sonderungen vor allem das beherrschende Gemein-same.

Bekanntlich ist eine solche Einstellung bei weitem keine Selbstverständlichkeit. In Skandinavien gibt es zahlreiche und laute Stimmen, die den Norden und Deutschland dadurch als Gegensätze hinzustellen streben, daß sie Skandinavien (und England) als Länder des „reinen“ Germanentums hinstellen, Deutschland aber entsprechend eben als weniger „rein“, weil südlicher. Es wäre leicht, hier einige Beispiele derartiger Agitation gegen Deutschland anzuführen. Gerade in den letzten Jahren ist dieses Nord-Süd-Schema aus leicht erkennbaren Gründen besonders aktuell geworden. Wer die skandinavische poli-tische Tagesliteratur verfolgt, in der sich besonders in den letztvergangenen Jahren viele energisch bemühen, Skandinavertum und Deutschtum als Gegensätze, ja als Wertgegen-sätze, hinzustellen — der wird diesem Nord-Süd-Schema immer wieder begegnen. Es wird als eine der wirksamsten politischen Waffen gegen Deutschland verwendet ...

Grönbeck ist von diesem Nord-Süd-Schema völlig frei. Man darf ihn als einen der größten Forscher des Gemeingermanischen bezeichnen.

Das allen Germanenstämme Gemein-same zu erfassen, war bekanntlich das Ziel der Brüder Grimm, besonders des genialen Jacob Grimm. Sein gigantisches Lebenswerk um-faßt in der Tat sämtliche Germanen-völker. Nicht nur in der Darstellung der germanischen

Sprachen ist er auf die Ganzheit der Germanen ausgegangen, auch im Recht, in der Sage, in der Mythologie.

Aber nach Grimm ist die Gesamtschau des Germanentums fast verlorengegangen, so Unabsehbares auch die Einzelrecherche geleistet hat. Dem Positivismus geht auch hier die konkrete Beziehung zum Ganzen verloren.

Auf dem Gebiet der Dichtung hat erst Andreas Heusler in einer Reihe von glänzenden Untersuchungen und Darstellungen eine echte Gesamtschau gewonnen, so daß wir heute in der Literaturgeschichte wirklich ein gemeingermanisches Bild besitzen, dem die Werke und Kunstformen aller Germanen eingegliedert sind. Prachtvoll klar und anschaulich hat Heusler gezeigt, welche feste, formstrenge, durch und durch eingestaltete Einheit die altgermanische Literatur darstellt. Eine solche durchgeformte Einheitlichkeit der Kunst über Meere und Stammesgrenzen hinweg ist nur zu verstehen aus einer beherrschenden geistigen und kulturellen Gemeinsamkeit der verschiedenen Stämme bis weit ins Mittelalter hinein.

Diese Gemeinsamkeit bewahrt nun Grönbeck weit über das Literarische hinaus auf fast allen Gebieten des Daseins: im Sozialen, besonders im Aufbau der Sippe, im Erleben von Ehre und Heil, in den germanischen Kultformen (denen man sehr unrecht tut, wenn man sie einfach mit dem Schlagwort „magisch“ abtut), im Brauchtum und den Glaubensvorstellungen, besonders aber in dem charakteristischen Zueinandergreifen von Sitte, Ethos und Mythos. Dabei hat Grönbeck (und dadurch unterscheidet sich dieser Bornholmer von den meisten seiner städtischen Fachkollegen!) keine Angst vor dem Ur-tümlichen. Das zivilisatorische Fortschrittsdenken des europäischen Westens und Amerikas hat es ja bekanntlich mit sich gebracht, daß das Wort „primitiv“ einen schlechten Klang angenommen hat und so etwas wie „untermenschlich“ zu bezeichnen begann. Diese Bedeutungsverschiebung ist um so lehrreicher, als das Wort an sich ja bloß das Anfängliche, das Erste (zu lateinisch „primus“: „der erste“), das Ur-tümliche, Ursprungsnahe bezeichnet. — Erst im zivilisatorischen Fortschrittsdenken wurde diese Bezeichnung des Ur-tümlichen ein Schimpfname — durchaus konsequent für eine Anschauungsart, die im Ur-tümlichen, Frühzeitlichen nur etwas Minderwertiges zu sehen vermochte!

Grönbeck ist von jenem (ja besonders vom Amerikanismus ausgebildeten) Denkschema himmelweit entfernt. Ihm ist die Vorzeit nie und nirgends verächtlich, auch dort nicht, wo sie sich vom modernen städtischen Rationalismus völlig unterscheidet. Grönbeck hat die wahre Ehrfurcht vor der Geschichte. Diese Grundhaltung gibt ihm die Überzeugung, daß auch in den urtümlichsten Formen unserer Frühzeit ein sinnvoller Kern stecken muß. Und es gibt wohl kaum einen zweiten Ur-tümlichkeitsforscher, dem es so oft und so überzeugend gelungen ist, diese Kerne auch wirklich herauszuschälen. Wo ein leichtfertiger geschichtsfremder Gedankenhochmut nur allzu rasch bereit war, „primitiven Aberglauben“ o. dgl. anzunehmen, da ist es Grönbeck geglückt, tiefe symbolische Gehalte zu erschauen. Keiner, der sich irgendein Organ für das Ur-tümliche und seine eigenartige Kraft bewahrt hat, wird dieses Buch aus der Hand legen, ohne daß sich ihm ein neues Gefühl für die Tiefe unserer Vorzeit erschließt.

In einer Richtung nur, so glaube ich, bedarf Grönbecks Bild einer wesentlichen Ergänzung:

Seine Darstellung geht von der Isländersaga aus und nimmt im ganzen die isländischen Verhältnisse als typisch für die ganze altgermanische Kultur. Das mag für viele Lebensgebiete wenigstens annähernd zutreffen. Für einen Bezirk gilt es nicht, und das ist die politisch-soziale Gliederung. In dieser Hinsicht ist Island, das so häufig als Urtypus der altgermanischen Kultur angesehen wird, nicht ein Durchschnittsbeispiel germanischer Lebensformen, sondern eine weit ab-

stehende Ausnahme. Da dies nicht nur in Grönbecks Buch wenig hervortritt, sondern auch sonst in der Regel völlig ignoriert wird (und zwar von Fachleuten und von anderen), so sei hier wenigstens das Wesentlichste dieses Unterschiedes angedeutet. Denn er ist für die machtpolitische Beurteilung der germanischen und damit der europäischen Geschichte von ganz entscheidender Bedeutung:

Island hat — im Gegensatz zu fast allen anderen Germanenstämmen — nie eine Außenpolitik gehabt. Nur die kleinen ozeanischen Inselniedlungen auf Grönland, den Färöern usw. ähneln darin Island, das niemals einen Volkskrieg zu führen hatte. Diese weltentlegene Insel ist infolge ihrer weiten Entfernung von größeren Staaten nie von außen angegriffen worden, hat nie als Ganzes einen Angriffs- oder Abwehrkrieg durchzuführen gehabt. Dementsprechend fehlt in Island nicht nur die Institution eines Volksheeres, die bei allen anderen Germanen vorhanden ist, sondern überhaupt alle großen, übergreifenden, staatstragenden Wehrverbände. Die Sippen sind hier die obersten politischen Aktionseinheiten.

Es hat bekanntlich auch in Island nicht an Kämpfen gefehlt. Aber diese Kämpfe sind — wie jedermann aus den Isländersagas weiß — durchwegs Sippenfehden. Nun hat es gewiß auch bei sämtlichen übrigen Germanenstämmen solche Familienkämpfe und Blutrachefehden gegeben. Aber diese Kämpfe und ihre Organisation sind dort erhöht durch die Organisation des Stammes und durch sein Ethos, seine Pflichten. Das bedeutet: Den Interessen der politischen Volksgemeinschaft müssen die Einzelinteressen, auch die Interessen der einzelnen Familien und ihrer Blutrachefehden, untergeordnet werden. Wer z. B. das Familieninteresse über das Stammesinteresse stellt, indem er sich, um einen Familienkampf besser durchführen zu können, mit Feinden seines Stammes verbündet, der ist ein Verbrecher, ein Hochverräter (wie er es auch für uns heute noch wäre).

Diese unbedingte Überhöhung der Einzelfamilien und ihrer Sonderinteressen durch übergreifende Organisationsformen gilt dagegen nicht für Island, das Land ohne Außenpolitik. Hier sind die Familiengruppen in der Tat „das Höchste“. Deshalb wird aber Island auch immer wieder von Blutrachefehden zerrissen, denen ganze Bezirke zum Opfer fallen. Das Mithing selbst — bei den anderen Germanen die eigentliche Trägerin der politischen Volksgemeinschaft — ist in Island immer wieder Kampflah innenpolitischer Gegensätze, nicht Machtorganisation außenpolitischer Einheit.

Dieser Gegensatz zwischen der isländischen Inselniedlung und den anderen Germanenstämmen geht bis ins Letzte. Man könnte ihn geradezu ganz exakt statistisch nachweisen:

Wir kennen durch die Isländersagas die Lebensschicksale von vielen Hunderten von Einzelpersonen. Jeder Leser der Sagas weiß, daß ein sehr großer Prozentsatz der Männer von Island im Kampf gefallen ist. Und zwar eben weil in Island die Familiengruppen die „obersten“ Kampfeinheiten waren, starben sie in Familienfehden.

Bei den anderen Germanenstämmen, solchen mit „Außenpolitik“, ist ebenfalls die Anzahl der Schlachttoten sehr groß. Keineswegs aber fallen hier die meisten im Dienst von Familienkämpfen. Das wichtigste sind hier vielmehr die Kämpfe des Volksganzen oder großer Gefolgschaften gegen außen. Damit aber dient dieses Blut großpolitischer Aufgaben. Und während sich die Kampfinstinkte in Island fast immer gegen innen wandten und so zur gegenseitigen Selbstzerfleischung führten, haben sie anderwärts dem staatlichen Aufbau gedient. Man vergleiche, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, die Geschichte Englands mit der von Island. „Friedlich“ war keine von beiden. Aber während bei den isländischen Familienkämpfen sich gerade die besten gegenseitig ausmorden, führt in England die Überhöhung der Einzelfamilien durch größere Wehr-

verbände und staatstragende Gefolgschaften zum großpolitischen Aufbau, der selbstverständlich auch wiederum den Einzelsippen und der Sicherung ihres Lebensraumes zugute kommt.

Die Folgen sind heute noch klar zu sehen: In Island hat sich gerade die nordische Rasse am stärksten gelichtet, da sie auch hier wie überall in erster Front gekämpft hat, wobei sich in den Blutrachefehden gerade die Besten gegenseitig vertilgten. In England (und ähnlich auch in Deutschland) hat durch die weitergreifenden politischen Organisationsformen, die den einzelnen in Dienst nahmen, eine höhere Ordnung jene Kampfsinstinkte für den historischen Aufbau fruchtbar gemacht.

Die Geschichte hat ihr Urteil gesprochen. Das englische (ebenso das deutsche) Sozialsystem hatte eine Zukunft, das isländische hatte keine! Island hat, geschwächt durch ununterbrochene Kämpfe der Einzelfamilien, seine politische Selbstständigkeit schon wenige Jahrhunderte nach der Besiedlung verloren und ist dann bis weit in die Neuzeit hinein ein politisch willenloses und machtloses Ausbentungsobjekt anderer, straffer organisierter Staaten geworden. England aber hat mit seinem System das größte Reich der Weltgeschichte aufgebaut und hat damit auch der nordischen Rasse unabsehbare biologische Möglichkeiten geschaffen. Und ein ähnliches gilt für die anderen germanischen und indogermanischen Staatsvölker nordischer Rasse. Keines von ihnen hatte, soweit wir irgend sehen können, als Sozialform ein loses, unüberhöhtes Nebeneinander von Einzelsippen. Überall erheben sich über den Einzelsippen umgreifende Wehrverbände als eigentliche Träger der politischen Macht und gleichzeitig als Stütze des völkischen Lebensraumes und der in ihm lebenden Familien. Diese politische Funktion muß keineswegs immer ein Volksheer sein. Es können auch Wehrorganisationen von anderer Art sein — man denke in unserer Geschichte nur z. B. an den Ritterorden oder etwa in Japan an die Samurai. Stets aber werden Träger der geschichtlichen — auch für das Gedeihen der Einzelsippen unentbehrlichen! — Macht mannschaftliche Wehrverbände sein.

Sie fehlen auf Island. (Daher tritt hier auch Wodan, der Gott der Kriegerverbände, weit zurück, während er bei den meisten übrigen Germanenstämmen bekanntlich der höchste Gott war: das ist, wie ich glaube, und an anderem Orte ausführlich zeigen werde, der religionshistorische Ausdruck der Tatsache, daß hier überall die Wehrmannschaft die oberste Stelle innehatte.)

Diese wenigen skizzenhaften Striche müssen hier genügen, um anzudeuten, wie völlig falsch es ist, die isländische Sozialform als Urtypus oder gar als „Ideal“ politischen Aufbaus hinzustellen und demgegenüber die Formen der englischen oder deutschen Geschichte als „minderwertig“ zu bezeichnen.

Das gerade Gegenteil ist richtig: das isländische unstaatliche Familientonglomerat muß gegenüber der Lebensform der übrigen Germanen als Ausnahme angesprochen werden, die sich als historisch nicht auf die Dauer lebensfähig zeigt. Das hat die Geschichte klar bewiesen. Das isländische System kann in der Tat „primitiv“ genannt werden, aber diesmal wirklich im negativen Sinn, nicht im Sinn einer ursprünglicheren Frühform: denn wären die Germanen der Frühzeit und vor ihnen die nordischen Indogermanen nicht durch straffe Wehrorganisationen geführt worden, sondern wären sie durch Innerkämpfe zerrissene Sippentonglomerate gewesen wie die Isländer — niemals hätten sie Europa und halb Asien erobert und die Welt unter die Führung der nordischen Rasse gebracht!

Ich habe diese Dinge etwas ausführlich dargelegt, weil auf diesem Gebiet verhängnisvolle Irrtümer begangen worden sind und die Gefahr besteht, daß deshalb die Isländersagas für die Bildung unseres eigenen, deutschen „Selbstbewußtseins“ mehr Verwirrung als Klarheit schaffen. Das könnte leicht vermieden werden, wenn man die Sonderart der

isländischen Inselbesiedlung gebührend scharf im Auge behielt. Das geschieht freilich meistens nicht. Gerade Grönbechs Begriffe und seine Ausdrücke wie „Midgard“, „Utgard“, „Friedensgemeinschaft“ usw. sind in schädlicher Weise mißbraucht worden. Da das dänische Originalwerk der deutschen Öffentlichkeit aus sprachlichen Gründen nicht zugänglich war, haben sich Grönbechs Gedanken in verzerrter Form ausgebreitet. Vor allem das Wort „Midgard“ — als religionsgeschichtlicher Begriff von Grönbech geprägt — ist durch das Buch von Bernhard Kummer, „Midgards Untergang“ (Leipzig 1927, 2. Aufl. 1935), übernommen und weitergeführt worden, ebenso der Gegenbegriff „Utgard“. Aber während bei Grönbech der Gegensatz Midgard—Utgard den ewigen Widerstreit zwischen den Mächten der menschlichen Gemeinschaftswelt und den Gewalten des Chaos bedeutet, hat Kummer aus dem ewigen und mythischen Gegensatz einen historischen gemacht: Für ihn bedeutet „Midgard“ eine Art Idealzustand, den er auf Island verwirklicht glaubt — ein staatenloses Nebeneinander von einzelnen Familien, die friedlich für sich gelebt hätten und deren höchste Ideale Ruhe, Geborgenheit und reiche Ernten gewesen seien. — Die Isländersagas zeigen zwar ein ganz anderes Bild — eins der härtesten, die die Weltliteratur kennt. Es liegt auf der Hand, daß Kummer sein Midgardsbild nicht aus den Sagas hat, wie sie wirklich sind, sondern (ebenso wie das Wort „Midgard“) von Grönbech. Das Entscheidende ist dabei offenbar der Grönbechsche Begriff „Friede“, von dem der Däne seinen Ausgang nimmt. Grönbechs erstes Kapitel (S. 24—56 der deutschen Ausgabe) führt die Überschrift „Friede“. Aber während das Wort bei Grönbech (wie oben ausgeführt) die Geschlossenheit einer kämpferischen Gemeinschaft bezeichnet, hat Kummer ihm die moderne Bedeutung untergeschoben — und hat damit sofort den Grundcharakter des nordischen Altertums verzerrt: er muß nicht nur die germanische Heldendichtung (die bis zur Nibelungentragödie hin wahrhaftig nicht „friedlich“ ist!) aus seinem Bild weglassen, sondern auch alles andere, was nicht hineinpassen will — und das ist sehr viel. Ein Vergleich mit Grönbech zeigt das unmittelbar. Der Preis aber, den Kummer für dieses sein so sehr geschichtsfernes Idealbild zahlen mußte, ist folgender: all das Harte, Schicksalhafte und Tragische am germanischen Altertum, das er aus seinem „Midgard“ entfernt hat, schreibt er nun der Gegenwelt zu, dem bösen „Utgard“. Das Wort Utgard aber bezeichnet bei ihm nicht mehr, wie bei Grönbech, die mythischen Gewalten des Untergangs (man denke an Fenriswolf, Midgardschlange, Loki und die anderen Weltverderber des nordischen Mythos) —, sondern eine ganz bestimmte Kulturwelle, die einige Jahrhunderte vor der Christianisierung „aus dem Süden“, nämlich aus Deutschland, kam und den Wodankult, ein neues staatstragendes Kriegerum und den starkgeprägten Schicksalsglauben der Heldendichtung brachte. All das paßt freilich nicht in Kummers Midgard-Ideal hinein. Darum wird es (in völligem Gegensatz zu Grönbechs „Utgard“-Begriff!) als Dekadenz-Welle bezeichnet, die von Deutschland aus Skandinavien (und England!) vergiftet hätte.

Richtig ist an dieser Geschichtsauffassung nur das eine, daß wirklich der Wodankult und die meisten Stoffe der tragischen Heldendichtung sowie auch eine historische Welle neuer, strafferer politischer Organisationsformen von Deutschland nach Skandinavien gekommen sind (ich werde diese wichtige Welle deutscher Kultureinflüsse auf Skandinavien an anderer Stelle im einzelnen darstellen).

Völlig unhaltbar aber ist die Behauptung, daß diese Kulturwelle — weil sie „von den Südd germanen“ kam — Verfall und Verderbnis bedeutet habe, die „Midgards Untergang“ bewirkt hätten. In Wirklichkeit bedeutet dieses Hochkommen neuer politischer Formen und wehrmannschaftlicher Verfassung die Überwindung des Kleinpatrikularismus und gibt damit die Voraussetzung der weltpolitischen Bedeutung des Nordens.

Dabei ist bei dem Dänen Grönbech — wie nunmehr ein jeder selber nachlesen mag —

mit keinem Wort davon die Rede, daß aus Deutschland das Verderben und „Mídgards Untergang“ zu den Scandinaviern gekommen sei. Auch von der Vertreibung Wodans (siehe darüber den Zeitaufsatz des vorigen Festes, dem ich völlig zustimme) ist bei Grönbech keine Spur zu finden.

Man vergleiche Grönbechs und Kammers Geschichtsbilder Punkt für Punkt: man wird überall finden, daß Kammers „Untergangs“-Theorie zwar bis ins einzelne ausgebaut ist, daß er auch überall an Grönbech anknüpft, daß aber die Lehre von der aus Deutschland stammenden „Defizienz“ eine Zutat ist, von der die dänische Quelle nichts weiß. —

Was es für das „Selbstbewußtsein“ des deutschen Volkes bedeutet, wenn man ihm predigt, es sei seit zweitausend Jahren defizient und habe seine Verderbnis sogar bis ins herrliche Island ausgestrahlt — das liegt auf der Hand. Wer das nordische Originalwerk liest, der wird statt einer Herabsetzung der zweitausendjährigen deutschen Geschichte eine Deutung unserer Frühzeit finden, die zwar von Scandinavien ausgeht, aber auch für unsere eigene deutsche Vergangenheit unermesslich wichtige Erkenntnisse bringt, sie zum Teil in ein ganz neues und helleres Licht stellt.

Wir glauben, daß Grönbech Werk eine neue Epoche nicht nur unserer theoretischen „Selbsterkenntnis“, sondern auch unseres Selbstbewußtseins einleiten wird. Wer es mit offenem Sinn liest, dem wird das germanische Altertum nahekommen wie nie zuvor. Grönbech lehrt uns, das Leben der Vorzeit unmittelbar nachzufühlen und sie als die unsere zu erleben. So weitet er unseren Blick über die Gesamtheit unserer Geschichte.

Otto Höfler.

Beitrag zur Urgeschichte des Getreidebaues

Von Dr. Walter von Stöckar, Berlin

„Agriculturae non student.“ Das schreibt C. J. Cäsar im VI. Buch Absatz 2 seines Abenteuerer-Romanes „De bello gallico“ — vom Gallischen Krieg — über die Germanen, mit denen er des öfteren gezwungen war, die Klingen zu kreuzen. Soviel philologische Schulen es jemals in Deutschland gab, soviel Übersetzungen kennen wir von diesen wenigen drei Wörtern. Der eine meint, es heiße: sie besaßigten sich nicht des Ackerbaues; der andere liest: der Ackerbau hatte nur untergeordnete Bedeutung; ein dritter: sie vernachlässigten den Ackerbau: alle aber waren sich darin einig, daß Cäsar als Angehöriger der in ihren Augen erhabensten Kultur der alten Geschichte recht hatte, wenn er die Germanen als minderwertige Bauern, als Kausen und Säusen hinstellte. Daß Cäsar, der sich dieses Urteil erlaubte, selbst ein übler Patron war, der arm, auf der Flucht vor seinen Gläubigern, in das reiche Land Gallien kam und sechs Jahre später unermesslich reich das verarmte Gebiet verließ, wurde bisher ebenso schamhaft verschwiegen, wie der Umstand, daß die Germanen, die Cäsar zu Gesicht bekam, ja gar kein ansässiges Volk waren, sondern Jungmannschaft auf Wanderung, auf Suche nach neuem Ackerland; damals, wie heute, Volk ohne Raum.

Es war daher billige Propaganda, wenn der seit der späten Römerzeit auf einmal überall in Germanien nachweisbare, hochentwickelte Ackerbau dem „besänftigenden“ Einfluß der Römer, besonders aber der christlichen Missionare zugeschrieben wurde.

Bis auf einmal die junge Wissenschaft des Spätmittelalters, die Vorgeschichte, sich zu rühren begann und Getreidefunde barg aus einer Zeit, die weit, weit vor den Römern lag. Das war in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Doch die damaligen Forscher waren sehr vorsichtig, mußten es teilweise auch sein, da ihnen sonst von höherer Stelle das

Geld für weitere Grabungen gesperrt worden wäre. Sie datierten daher die Funde als vorrömisch, speziell keltisch und ließen die Frage offen, ob nicht die Kelten als Nachbarn Roms in Oberitalien von dort den Ackerbau gelernt hätten. Dann wuchs Deutschland in das wilhelminische Zeitalter hinein, wo bekanntlich nur das kulturhistorische Wert hatte, was aus dem Südosten kam. Griechenland, Palästina, Ägypten wurden Trumpf. Die Kelten wurden als Lehrer der Germanen abgesetzt, dafür stiegen die Semiten, besonders die Phöniker auf den Thron. Sie, die Merkweltskaufleute, sollten den Ackerbau von den inzwischen erforschten alten Ägyptern zu uns verpflanzt haben. Zwar wies Gustav Kossinna anfangs dieses Jahrhunderts die Lächerlichkeit dieser Theorie nach, konnte die vollkommene Eigenentwicklung der nordischen und mitteleuropäischen Kulturen aus heimischer Wurzel nachweisen, aber die Zahl seiner Jünger blieb gering gegen die geschlossene Phalanx derer, für die der Südosten der Bringer aller Kultur und Götter ist.

Heute noch, wie vor zwanzig Jahren, huldigen viele Volksgenossen dieser Ansicht. Zwar, man mußte immer weiter zurückstecken. Vängst schon ist es klar erwiesen, daß die Germanen gute Ackerbauer waren, daß der Tisch des indogermanischen Steinzeitmenschen genau so gut und reichhaltig gedeckt war, aber der Südosten, der spult heute noch in den Köpfen herum. An Stelle der Phöniker traten die Wandkeramik der Steinzeit, die die nordischen Völker den Ackerbau gelehrt haben sollen. Seit aber nachgewiesen werden konnte, daß die nordische Komponente bei den Wandkeramikern auch überwiegt, steht es fest, daß die unter dieser Kultur verbreitete Kurzlopfasse die ersten Ackerbauer unserer Breitengrade gewesen sein sollen. Die Kurzlopfasse stamme aber bestimmt aus dem Orient.

Ungeheueren Vorschub erhielt diese so oft gewandelte Orient-Theorie durch die Botanik. Gelehrten, wie Babilov, Schieman, gelang es, den Nachweis zu führen, daß an den Gebirgshängen des östlichen Mittelmeeres, in Innerasien, in Ägypten, ja vielleicht sogar nördwärts, bis nach Abessinien unsere Getreidearten spontan, d. h. wildwachsend, vorkommen und von da ihre Reise zur Menschheit angetreten haben sollen. Unsere artgebundene Erforschung der bäuerlichen Kulturen steht somit vor einem festgefügtten Ring, der scheinbar nicht zu sprengen ist. Juda und Rom scheint in letzter Stunde zu triumphieren. Und doch hat dieser Ring einige schwache Stellen:

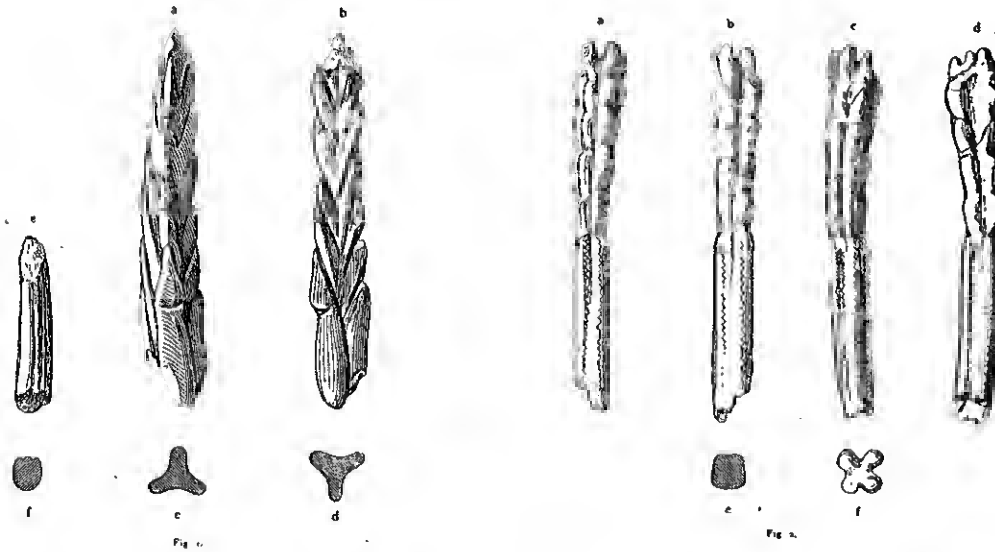
Zuerst einmal Babilovs Theorie von den Genzentren¹. Er holt die Getreidearten von daher, wo sie heute spontan vorkommen, d. h. als Wildgräser in verschiedensten Arten und Kreuzungen. Man darf aber nicht vergessen, daß wir in den Zeiten, in denen wir die ersten Spuren eines Sammelns von Wildgräsern bei uns finden, ein ganz anderes Klima hatten, als heutigentags. Dem Verfasser gelang es vor einiger Zeit, in einer zwischeneiszeitlichen Station die Abdrücke einer Grasart festzustellen, die eine Briza-Art zu sein scheint. Auch die Kalktuffe von Taubach-Ehringsdorf haben Gramineen (Grasarten) geliefert, sie waren also damals schon da. Beim Vordringen des Eises wich die Flora nach Osten und Westen aus, um sofort wieder zurückzukommen, sobald das Eis, wenn auch vorübergehend, wich und die geeigneten Nährböden sich gebildet hatten. Ein Beweis für die Genzentren der damaligen Zeit steht aber noch aus. Im Gegenteil, wir finden heutigentags in den Alpen derart viele Getreidearten und -sorten, daß es sich empfehlen würde, einmal nachzuforschen, ob nicht dorthin sich ein Genzentrum verschoben habe, das in den frühen Zeiten, mit denen wir hier abzurechnen haben, nördlicher lag. Wie jede menschliche Kultur Rückzugsgebiete hat, so können wir diese auch bei der Pflanze annehmen, die gewandert ist, sobald ihr das Klima nicht mehr zusagte. Abessinien und Afghanistan, die Genzentren eines Babilov, erscheinen als solche Rückzugsgebiete.

Soweit die botanische Seite. Nun die Vorgeschichte:

¹ Der Ausdruck Genzentrum ist hauptsächlich von dem russischen Forscher Babilov eingeführt worden. Er bedeutet das Zentrum des Verbreitungsgebietes der heute noch lebenden Stammformen unserer Getreidepflanzen und Haustiere.

In der rein nordischen Kultur der jüngeren Muschelhausen fand der dänische Gelehrte S a r a u w in den einstweilen ältesten uns bekannten Tonförmigen Abbildungen von Getreidekörnern, von Weizen und Gerste. Die Körner haben noch nicht die Größe des späteren neolithischen Getreides, stellen aber keine Wildform mehr dar, sind bereits sichtlich gezüchtet. Wir können die jüngeren Muschelhausen selbst bei vorsichtigster Datierung zwischen 4000 und 3500 v. Chr. setzen, also in eine Periode der Menschheitsgeschichte, in der sich auch in Ägypten und Babylon der Ackerbau erst langsam entwickelte und irgendein Verkehr zu Land oder zu Wasser zwischen dem Orient und Friesland in keiner Weise belegbar, ja sogar ausgeschlossen ist. Wo kam dieses Getreide her?

Nun wird die heutige Forschung über die Altsteinzeit von der Theorie belebt, daß die Eiszeit für Mittel- und Westeuropa geradezu eine Katastrophe gewesen sein muß. Die



Mengeweisflintskulpturen der Altsteinzeit, Getreideähren (vermutlich Weizen) darstellend

Temperatur lag im Jahresmittel um 4 Grad tiefer als heutigentags. Dazu werden Fallwinde konstruiert, die in eisiger Kälte von den Eispanzern der Nordgletscher und der Alpen herunterströmten und Wirbel erzeugten von einer Wucht, wie wir sie heute nur in der Antarktis kennen; Eiswinde, die jedes Leben auf einer hartgefrorenen Froststeppe zwischen den beiden Gletschermassen unmöglich machten. Das kann nicht stimmen. Jeder, der einmal in Grönland oder auf Spitzbergen gewesen ist, wird dem Verfasser zugeben, daß es dort oben im Sommer ganz erstaunlich heiß sein kann, jeder, der die Riesengletscher der Ötztaler Alpen kennt, wird wissen, daß eine Stunde unterhalb der Gletscherzungen schon bescheidene Erbsfledchen mit Hafer gedeihen. Anders war es zur letzten Eiszeit auch nicht, ja es muß in ihr Perioden gegeben haben, in denen das Eis ganz weit zurückgeschmolzen ist und auf den freigewordenen Gebieten eine erstaunlich hoch entwickelte Flora gedieh, Pflanzen, die alles andere als kälteliebend sind. Ein einziges Beispiel: In der stratigraphisch einwandfrei eiszeitlichen Jägerstation in Thayngen, unweit Schaffhausen am Rheinfall, wurden Holzbohlen, die Reste einer Feuerstelle gefunden. Mikroskopisch untersucht, ergaben sie u. a. Kohlestückchen aus Haselholz. Jeder Landwirt weiß, daß die Hasel ein absolut wärmeliebender Strauch ist, der nichts weniger vertragen kann, als harte Kälte. Pollenanalysen von sog. Eiszeitstationen ergaben ähnliche Hinweise.

Wenn es also in Mitteleuropa schon zum mindesten warme Zeitabschnitte in der Eiszeit gegeben haben muß, wie mögen dann erst in Mittel- und Südfrankreich einerseits, in

Ungarn andererseits in jenen urfernen Zeiten die klimatischen Verhältnisse besser gewesen sein, als wir jetzt annehmen! Auch dort haben damals Menschen gelebt, dazu kulturell und rassistisch mit unseren Ureinwohnern verwandt, wenn nicht gar artgleich. Eine ihrer kulturellen Eigenarten interessierte uns hier besonders. Alles was sie bewegte und was ihr Leben beeinflusste, das malten sie in erstaunlicher Wirklichkeit an die Wände ihrer Höhlen, bzw. schnitten sie in Elfenbein, ritzten sie in Knochen und Stein. Neben dem Weib stehen an erster Stelle die Jagdtiere. Gerade die letzteren finden wir fast in jeder Eiszeitstation. Begreiflicherweise. Denn das Mammut, später Ren und Pferd, waren ja die Hauptnahrung. Aber die Höhlen von Bourdes, Espelugues und Vorthet brachten noch andere, merkwürdige Kunstgebilde, schwer zu beschreiben, als Abbildung leicht zu erkennen. Piette und nach ihm Hoops haben sie als Getreideähren angesprochen. Jeder, der die Gebilde unvoreingenommen betrachtet, wird den beiden Forschern recht geben. Der Mensch der Altsteinzeit aber, der die Tiere, die ihm die Nahrung lieferten, in Tausenden von Skulpturen und Bildern uns hinterlassen hatte, warum sollte der nicht auch das Wildgras nachbilden, das ihm mit seinem Stärkegehalt eine wichtige Zutat war?

Ein Schrei der Empörung ging damals, als Piette es wagte, die Ähren als solche zu bezeichnen, durch die Reihen der französischen Vorzeitforscher. Piette war ja nicht zünftig, war ja nur Notar. Um in Frankreich zünftig genannt zu werden, mußte man — Abbé sein. Piette wurde unmöglich gemacht, aus den Wildgrasähren aber wurden — abgebrochene Harpunen. Das Dogma war gerettet. Doch es wurde in Frankreich noch ein Eiszeitfund gemacht: eine kleine Schieferplatte, auf der eine regelrechte Gerstenähre eingegrift war. Fundumstände, Lagerung, alles war so eindeutig, jeglicher Irrtum war ausgeschlossen, ebenso eine Fälschung. Einmal wurde in erster Entdeckungsfreude ein kurzer Fundbericht darüber veröffentlicht, eine genauere Behandlung des Themas angesagt. Man hat nie wieder etwas davon gehört. Angeblich wurde die Skulptur nach England verkauft. Die Getreideskulpturen aber sind inzwischen von unbekannter Hand entwendet worden und somit der Wissenschaft verloren.

Wir aber wollen diese Vorfälle nicht der Vergessenheit überlassen. Es handelt sich, wie Hoops und Piette schon feststellten, bestimmt um Wildgetreideähren, um Weizen und Gerste. Botanisch läßt sich dagegen, wie wir oben sahen, nichts einwenden, ebensowenig aber auch von seiten der Vorgeschichtswissenschaft und der Anthropologie, soweit man sie unvoreingenommen treibt. Denn der Mensch war zu allen Zeiten „omnivor“ (allesessend), reine Fleischkost lag ihm nie.

Piette aber blieb auch weiterhin ein Sorgenkind jener Herren. Er grub eine Höhle in Ariège, Mas d'Azil. Die oberste Kulturschicht war jungsteinzeitlich, unter ihr lag eine viele Meter dicke Lehmstrata, vollkommen steril. Dieser aber traf der Forscher eine neue Kulturschicht, die ihn und die Fundstelle berühmt gemacht hat. Es war eine rein mittelsteinzeitliche Kultur mit kleinen und kleinsten Steinwerkzeugen, mit stark degenerierten Hörnergeräten, mit Rieselfsteinen, die in roter Farbe buchstabenartige Zeichen aufgemalt hatten. Noch heute können wir uns deren Verwendung nicht erklären. Dann aber fand er noch, und zwar auf der ganzen Schicht verstreut, Haselnüsse, Walnußschalen, Pflaumenkerne und Getreide, Weizen. Piette aber beging gerade mit diesem wertvollen Fund einen großen Fehler. Er legte ihn an die Sonne. Als er einige Stunden später zurückkam, waren die Körner in Staub zerfallen. Heute, bei der sorgfältigsten Untersuchungsmethode vorgeschichtlicher Funde, wäre dies an sich gleichgültig. Die modernen Verfahren könnten auch zerfallenes Getreide mit absoluter Sicherheit feststellen. Trotzdem besteht kein Zweifel an Piettes Weizenfund von Mas d'Azil. Ein Abbé war Zeuge der Grabung. Er mußte die Angaben des Forscher-Notars bestätigen. Da aber auch die mittlere Steinzeit für das Dogma noch zu früh ist, wurden aus den mittelsteinzeitlichen Weizenkörnern jungsteinzeitliche, die von Mäusen hinabgewühlt worden seien. Der seinerzeit bei der

Grabung antworfende Abbé, später nach den Wühlgängen der Mäuse gefragt — ohne weiteres für jeden Ausgräber an der dunkleren Färbung erkennbar —, konnte sich an nichts mehr erinnern. Leider aber läßt sich eine derartige Ausdeutung nicht halten. Abgesehen davon, daß keine Mansart bekannt ist, die meterdicke Straten Lehm durchwühlt ohne Not, spricht dagegen schon der Umstand, daß die Körner alle nicht auf einem Haufen gesunden wurden, sondern in der ganzen Kulturschicht verstreut. Auf Grund neuester Erkenntnisse aber muß noch festgestellt werden, daß der Weizen von Mas d'Azil aus der mittleren Steinzeit stammen muß, gerade weil er zerfiel. Seit der jüngeren Steinzeit ist das ausgeschlossen. In dieser Zeit hochentwickelten Bauerntums, in der längst schon Vorratswirtschaft mit Feldfrüchten getrieben wurde, hat der Bauer alles Korn, das er einlagerte, geröstet, um es vor Austreiben und Dampfigwerden zu schützen. Diesem Röstvorgang, der, chemisch gesehen, nichts ist, als ein Anlagern von Huminsäuren, verdanken wir die oft sackweisen Getreidesunde der jüngeren Steinzeit, Gerste und Weizen der verschiedensten Arten, die tagelang, ja, wie die Praxis gezeigt hat, jahrelang in Sonne und Regen an der Erdoberfläche liegen können, ohne zu vergehen. Gerade, daß die Körner von Mas d'Azil zerfielen, ist ein Zeichen, daß sie älter sind, als die jungsteinzeitliche, höhergelegene Kulturschicht der von Piette gegrabenen Höhle.

Langsam wuchs die Waldflora gegen den Norden, das Ren fand nicht mehr die ihm zusagenden Bedingungen, es zog dem immer mehr schwindenden Eise nach. Ihm auf den Spuren folgte der Mensch, nordwärts. Gustav Kossinna hat diese Wanderung — der Urfinnen und Ur-Indogermanen, wie er diese Menschen hieß —, das erste Mal nachgewiesen, wurde deswegen von vielen bekämpft. Im letzten Jahre hat der Leipziger Neche Kossinnas Theorie anthropologisch untermauert. Mit dem Menschen aber zog das Getreide. Es waren nicht mehr gesammelte Wildgräser, es war schon gebaut und gezüchtet. Die dazu nötig gewordenen Hacken liegen zu Hunderten vor, als ältesten die sog. Lyngbyhacken, sogar teilweise noch aus Rengeweihen. Als Beile — wie manche noch annehmen — waren sie wohl kaum zu verwenden, dazu ist das Material zu weich. Einzig und allein zur Bearbeitung des Bodens waren sie geeignet, und darauf deuten auch ihre Benützungsspuren.

Wem jedoch die Hacken nicht genügend Beweisskraft liefern, dem sei verraten, daß auch richtige Getreidesunde aus jenen frühen Zeiten vorliegen. Zwar sind sie noch spärlich, aber sie werden bestimmt nicht die einzigen bleiben. Aus Duboumont liegen ganz frühe Funde vor, und wenn auch der, einer wichtigen mittelfeinsteinzeitlichen Kultur den Namen gebende, Fundort Campigny nach neueren Forschungen wohl jünger ist, als wir bisher annahmen, so ist er doch bestimmt um ein bedeutendes älter als die Zeit, in der man die erste Nord-Südostverbindung feststellen kann, die die Bandleramiker darstellen dürften. Bourdes, Espelugues, Mas d'Azil, Duboumont, Campigny, Lindskov, das ist die Entwicklungsgeographie der beiden ersten nordischen Getreidearten. Es ist zugleich der Weg, den die jällische Rasse gemacht hat, die ältesten Bauern der nordischen Steinzeit.

Nun die Frage: Was waren es für Getreide? Nach Piettes Beschreibungen und nach den Formen der Eindrücke an den Keramiken war es *triticeum monococcum*, das Einkorn, das andere aber eine Gerstenart, der der alte Heer den schönen Namen *Hordeum hexastichum sanctum*, heilige Gerste, gegeben hat.

Soweit die Frage des ältesten Getreides des Nordens, zugleich der Weg vom Jäger und Sammler zum Bauern. Jahrtausende kamen und gingen, da gelang im Norden die große Entdeckung des Pfluges, da traten die nordischen Bauern mit den Hackbauern der Bandleramiker in Verbindung, lehrten diese das Pflügen, tauschten dafür aber neuartige Ackerbaupflanzen ein, die Hülsenfrüchte, den Bein und wahrscheinlich auch die Hirse. Verkehrt wäre es aber, die Bandleramiker mit dem Orient in Verbindung zu bringen. Auch diese Bauern — Schmalbeetbauern — sind Kinder Mittel-

europas. Es würde zu weit führen, gingen wir heute darauf ein. Noch ist die Forschung über die Heimat der Bandleramiker nicht weit genug vorgetrieben. Daß sie nicht aus dem Südosten kommen, ist jedoch gesichert. G. Kossinna nannte sie einst Südindogermanen. Er gab diese Ansicht später wieder auf, ohne eigentlich widerlegt zu sein. Vielleicht hatte er doch recht.

Zusammenfassend aber kann gesagt werden: Der Getreidebau läßt sich in unseren Gegenden schon nachweisen, als bestimmt keine Verbindung mit den erst werdenden Ackerbauern des Orients gegeben war. Er ist vielmehr in Mittel- und Nordeuropa selbst entstanden. Die Beweise, die der Russe Bawilow mit seinen je eigenen Genzentren bringen will, reichen nicht aus für eine Zeit, die weit über zehntausend Jahre vor unserer Zeitrechnung liegt.

Heilszeichen im Gefüge des niedersächsischen Bauernhauses

Don M. Helmers, Hamburg

Das niedersächsische Bauernhaus ist wie jedes gute Bauwerk aus rein praktischen Bedürfnissen heraus erstellt, ein in sich klar gegliederter Zweckbau. Wenn heute Neubauten auch aus ungegliederten Steinmauern aufgeführt werden, so zeigen alte Bauten doch nicht nur im Innenbau ein Ständergefüge, auch die Außenwände sind gleichertweise aus einem Balkengerüst zusammengefügt, dem Fachwerk. Bei diesem wird es dem Baumeister zweifellos in erster Linie auf die nötige Standfestigkeit angekommen sein. Sein Bestreben wird darauf gerichtet gewesen sein müssen, einen solchen Verband des Fachwerkes zu erstellen, der seitliche Verschleibungen nicht zuläßt.

Die Schönheit eines solchen Baus liegt nun nicht nur in der Gesamtformung, in dem Verhältnis von Länge und Breite zur Höhe, in der Bedachung mit Stroh oder Reth, sondern gleichfalls in der Art der Fachwerklösung, in der Reihung der senkrechten Ständer, in dem Verhältnis der Fache, die durch den Abstand der Senkrechten und der Waagerechten bedingt sind usw. Letzteres wird uns ohne weiteres klar, wenn wir einen Bau mit überlückten Fachwerkwänden mit einem Haus vergleichen, bei dem die konstruktive Gliederung deutlich hervortritt. Bewundernd sieht der Freund einer klar gegliederten Architektur vor diesen Bauten, die einfache ländliche Baumeister errichteten.

Nun treten aber in einzelnen Gegenden konstruktive Einzelformungen auf, die bisher zu wenig beachtet sind, die man in ihrer Formung auch als nur zweckmäßig empfand.

Vergleicht man mit diesen Bauten nun aber andere, die diese Formungen nicht zeigen, so ist es doch schon bei flüchtiger Betrachtung sehr fraglich, ob man dem Willen des Baumeisters damit gerecht wird. Auch damit dürfte man der Frage nach dem „Zweck“, anders gesagt, der Frage nach dem „Warum“ dieser Bildungen und ihrer Anbringung meistens an der Einfahrtsseite nicht näher kommen, wenn man ihnen über den konstruktiven Wert hinaus nur Bedeutung für die künstlerische Ausgestaltung der Fassade, für den Schmuck beimißt. Weder nüchterne Sachlichkeit noch Ästhetik kann allein bei Erstellung des Baus maßgebend gewesen sein, noch kann darum eine solche Betrachtungsweise zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage führen. Beide Einstellungen sind aus einer Weltbetrachtungsweise entstanden, die in allem nur das reale Sein, die Materie sah, oder nur den schönen Schein, die schillernde Außenhaut.

In beiden Fällen ist ein Symboldenken erstorben, das nachweislich einst in unserem Volke lebendig war und in dem es Bindungen an jenseitige Kräfte zum Ausdruck brachte.

Nun liegt es aber im Wesen des Symbols, daß sein Sinn nur dem erkennbar ist, der

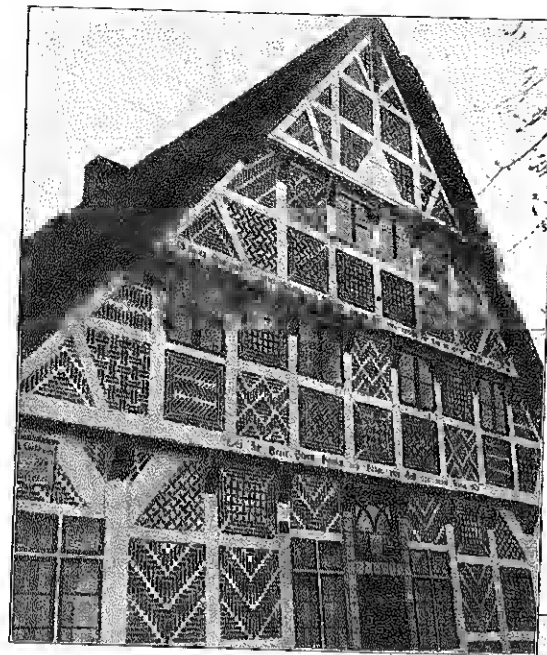


Abb. 1, ein Bauernhaus aus Jork (Altes Land) mit prächtiger Fassade, zeigt an der Stirnseite, die hier überall der Straße zugewandt ist, im unteren Fachwerk zwei Ständer (links unten ist der eine zu sehen), die mit Schrägverstrebrungen an den Querbalken gebunden sind. Beide Ständer zeichnen sich durch besondere Dicke aus und fallen daher auch noch bei dieser reichgeschmückten Fassade auf. Ähnliche Ständerformen finden sich auch anderwärts im Alten Land, weiterhin an Bauernhäusern im Hamburger Stadtgebiet, in Blankenese, in Holstein uß.

Abb. 2, eine Bauernkate aus Lütjensee (Holstein), zeigt beiderseits neben dem Einfahrtstor eine ähnliche Ständerverbindung, unten noch um zwei seitliche Verstrebrungen bereichert. Ähnliche Beispiele gibt es wieder im Alten Lande, am Ostholstein und in der Gegend um Hannover.



Abb. 3. Nur Mittelbalken mit unteren Stützen zeigt ein altes Vierländer Haus. Hier sind sie im Obergeschoß in ununterbrochener Reihung gegeben, dazu noch mit ausgeschweiften Seitenstützen, während diese sonst meist einfach gehalten sind.

¹ Schöne Beispiele in: Wolf, Das norddeutsche Dorf. R. Piper Verlag, München. — Pehler, Deutsche Volkskunst: Niederachsen. Delpin-Verlag, München.

um die Hintergründe weiß, die zu seiner Erstellung geführt haben. Und da nun Symbole Gemeinschaftsformungen sind und sein müssen, die aus gemeinsamem Erleben hervorgegangen sind, können sie auch nur Wirkung ausüben, wenn dem Betrachter der Zugang zu diesem Gemeinschaftserleben möglich ist.

Daß dieser Zugang in einem mehr materialistischen, oder einem mehr ästhetischen Zeitalter nicht möglich war, ist nicht verwunderlich. Verwunderlich ist auch nicht, daß die Frage nach der möglichen Bedeutung dieser auffälligen Bildungen niemals gestellt wurde. Diese Fragestellung nach dem Sinn der Zeichen kann nur von dem aufgeworfen werden, der sich zu einer Betrachtungsweise durchgerungen hat, die das Wesen der Dinge erforschen möchte.

Nur eine Zeit, wie die unsere, die wieder einer Gemeinschaft bedeutungsvolle Symbole sichtbar macht, kann überhaupt der Beantwortung unserer Frage Bedeutung beimessen; nur eine Zeit, die Glauben an Symbole fordert, kann wieder zum Glauben an Symbolwerte anderer Zeichen aus früherer Zeit führen; nur eine Zeit, die neue Symbole aus dem Wissen um Bindungen des eigenen Volkes erstellte, kann zum Erkennen des Symbolinhaltes der geheimnisvollen Zeichen der eigenen Vorfahren gelangen.

Bevor nun einzelne Konstruktionsformen näher betrachtet und untersucht werden, mag noch auf eine Erscheinung aufmerksam gemacht werden, in der auch heute noch ein Symboldenken zum Ausdruck kommt, wenn auch nicht aus tiefempfundenerem Glauben an höhere Kräfte, sondern aus Ersatzglauben an niedere Kräfte, aus sogenanntem Aberglauben. Warum hängt mancher Autofahrer in das rückwärtige Fenster seines Wagens eine Puppe? Warum besetzt er an dem Rührergitter ein auf der Straße gefundenes oder im Geschäft gekauftes Hufeisen? Im Volksmund heißt es, das Hufeisen bringt Glück. Und der Mann, der das Hufeisen anbringt, bekundet damit, daß er an eine Kraft glaubt, die hinter diesem Zeichen steht und die er mit diesem an sich und seinen Wagen binden möchte, damit er vor Unfall und Schaden bewahrt bleibe.

Aus ähnlichem Grunde hängt der Bauer hier und dort auch heute noch an die Einfahrtstür ein altes Hufeisen. Nach M. Maack¹ soll es vor Unwetters bewahren. Soll es gegen Dämonen und Dämonen schützen, muß es an der Türschwelle mit der offenen Seite zum Eingang angenagelt werden. Und an anderer Stelle wird berichtet, daß der achtzehnjährige Sohn vom Scheelshof bei Malente in Ost-Holstein bezeugte, daß es in dortiger Gegend üblich sei, unter einem Hufeisen um günstiges Wetter zu beten.

Es soll hier nun nicht untersucht werden, warum man gerade dem Hufeisen solche Bedeutung beimißt, ob in diesem Brauchtum nicht auch noch altes Weistum lebendig ist, wenn auch sehr überdeckt und in den Bereich des Aberglaubens hinabgezogen. Im Zusammenhang unserer Darlegungen mag durch diese Beispiele lediglich erhärtet werden, daß wir um so eher berechtigt sind zu glauben, daß der Bauer früherer Zeit an seinem Hause, sei es im konstruktiven Gefüge oder im Schmuck, Zeichen anbrachte, die ihn und sein ganzes Antwesen in den Kraftbereich von Kräften bringen sollten, denen er sich viel mehr verbunden fühlte, wie der Mensch eines materiellen oder eines ästhetischen Zeitalters für möglich hielt.

Von all diesen Fachwerkkonstruktionen sind schon einige seit längerer Zeit in der volkstümlichen Forschung bekannt und ihre Bezeichnungen gebräuchlich, so die Konstruktion von Abb. 1 als „Mann-Verband“², von Abb. 6 als „Wilber Mann“, von Abb. 7 als „Bauerntang“.

Zweifellos ist nun die Konstruktion von Abb. 3 eine Umkehrung der Konstruktion von Abb. 1, so daß hier etwa die Bezeichnung „Umgekehrter Mann“ angebracht wäre. Beide Formungen ergeben zusammen dann die Konstruktion von Abb. 2, die daher wohl „Dop-

¹ Stille, Volksbräuche beim Ackerbau. 2. Aufl. Weidmann, Buchdruckerei, J. Witz, 1915.

² Roerner, Zur Entstehung der Heroldebilder aus den Runen. Nordische Welt. 1933. Heft 7/8.

pelter Mann" genannt werden dürfte. Vergleichen wir nun weiterhin die Konstruktion von Abb. 6 mit Abb. 5, so dürfte auch hier ein Zusammenhang bestehen. Dem „Wilden Mann“ entsprechend wäre hier die Bezeichnung „Halber wilder Mann“ angebracht. Wenn wir für die Konstruktion des Obergeschosses die in der Zimmermannssprache übliche Bezeichnung „Runverband“ und zwar in schräg gestellter Form nehmen, und die Formung der Unterreihe von Abb. 4 nach mündlicher Überlieferung als „Wiege und Grab“ bezeichnen, so bleibt nur die Formung der oberen Reihe ohne Bezeichnung, die wir daher zunächst der Verständigungsmöglichkeit wegen einfach als „Raute“ bezeichnen.

Viele dieser Konstruktionen finden wir auch anderwärts, also nicht nur an Bauernhäusern, z. B. die „Raute“ in Hannoversch Münden, den „Doppelten Mann“ an der Fachwerkkirche in Neustadt b. Plön und dem alten Rathaus in Eßlingen a. d. R. Den „Bauernanz“ entdeden wir auch an anderen Bauernhäusern, so zweimal neben den Fenstern im Obergeschoß eines Gehöfts in Hahlfach (Rheinpfalz)¹, den „Wilden Mann“ in doppelter Reihung an den beiden Obergeschossen eines Fachwerkhause in Nürnberg und über dem alten Stadtor in Friedenhausen a. M.

Allein schon aus dieser Tatsache, daß einst Stadtväter über dem Tor den „Wilden Mann“ anbringen ließen, dürfte die Ansicht von der Bedeutungslosigkeit dieser Zeichen ins Wanken geraten. So wie heute hier und dort bei festlichen Anlässen Ehrenbogen errichtet werden, die auf weithin sichtbaren Transparent dem Gast ein herzliches Willkommen entgegenrufen, dürfte auch hier dies Zeichen in Beziehung zum eintretenden Wanderer gebracht werden müssen, also einen tieferen Sinn in sich bergen.

Nun leiten uns die vorhin angeführten Bezeichnungen der Konstruktionen zwangsläufig auf die alte Runenschrift. In der Konstruktion auf Abb. 1 haben wir die „Man“-Rune zu sehen, die ja auch in der Zimmermannssprache als „Mann-Verband“ bezeichnet wird. Auf Abb. 3 ist im „Umgekehrten Mann“ die „Yr“-Rune wiedergegeben. Beide Formen hatten wir in der Vereinigung den „Doppelten Mann“ genannt (Abb. 2), ein Zeichen, das nach Wirth noch in der Überlieferung des schwedischen Bauernstabkalenders im 16. und 17. Jahrhundert „Doppelmensch“ („Tvenaghr“, isländisch „Tvimadr“) hieß und uns in der jüngeren nordischen Runenreihe² in der „Hagal“-Rune begegnet. Der „Wilde Mann“ dürfte damit nichts anderes sein, als die verschobene Formung der „Hagal“-Rune, womit der „Halbe wilde Mann“, der immer paarweise auftritt, auch auf diese Rune zurückgeführt werden kann. Die „Raute“ kommt in der gleichen Form als „Yng“-Rune in einer späteren Runenreihe, der angelsächsischen, vor, die hier auch noch in einer Wechselstrom auftritt, die der Formung „Wiege und Grab“ in Abb. 7 gleicht. Und der in der Zimmermannssprache bekannte „Run-Verband“ weist hin auf die „Raun“-Rune der jüngeren nordischen Runenreihe. Lediglich der „Bauernanz“ ist in seiner Formung auf den ersten Blick schwer auf Runen zurückzuführen. Erst wenn man „Raute“ und „Malkreuz“ voneinander trennt, ist auch diese Bildung klar. Sie ist eine Vereinigung der „Yng“-Rune der älteren Runenreihe, die hier als einfache Raute auftritt und der „G“-Rune, dem Malkreuz.

Nun ist aber die „Man“-Rune gleichzeitig das Zeichen des Gottes, der mit segnend erhobenen Händen auf den schwedischen Felsbildern dargestellt ist. Noch bis ins Mittelalter hinein wurde dies „Mensch“-Zeichen, der „Dreisproß“, in Form einer Lilie Königen als Zeichen ihrer göttlichen Berufung und Herrscherwürde in die Hand gegeben.

Diesem Zeichen für den jungen Gott, dem „Aufsteigenden“, steht das Zeichen für den

¹ Viele Beispiele in Franken und Ostdeutschland.

² Weigel, Woher stammen die Runen? Der Schulungsbrief. II. Jahrg. Heft 8.

Und endlich mögen in Abb. 4, einem Bauernhause aus den Vierlanden, noch zwei Bildungen gezeigt werden, beide in einer Reihung, die in der ganzen Breite über die Fassade führt, oben Raute, unten becherartige Formen.

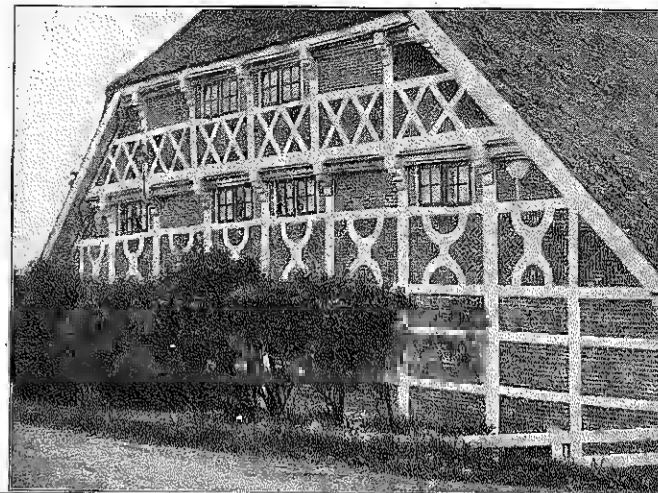


Abb. 5. Ein Bauernhaus aus Bittensee (Holstein) zeigt rechts und links des Einfahrtstores eine Fachwerkkonstruktion, die stark an die Formung von Abb. 6 erinnert und wie ein großes R mit Spiegelschrift wirkt. Im Obergeschoß eine Konstruktion, die wie ein Y mit Spiegelschrift geformt ist.

Abb. 6 zeigt links und rechts vom Einfahrtstor einen Verband, der dem in Abb. 2 ähnelt, nur daß hier die oberen Seitenstreben den unteren aufgesetzt sind. Diese Art Verbindungen treffen wir unter anderem am Heidemuseum in Ederworth und an vielen Bauernhäusern Ost-Holsteins.

Eine eigenartige und komplizierte Konstruktion, die über dem Einfahrtstor der Gutscheune in Groß-Grönau b. Lübeck angebracht ist und sich am häufigsten in der Gegend zwischen Neumünster und Kiel, in der Probstei, bei Radeburg und Lanenburg findet.





Abb. 7. Steinsetzung aus Bierlanden

sterbenden Gott, dem „Niedersteigenden“, in der „Yr“-Rune gegenüber, und beide vereinigen sich zum „Doppelten Mann“, der „Hagal“-Rune, dem Zeichen des „Zweifachen“, des Gottes, der im Jahreslauf „unten“ und „oben“ ist, wie er uns auf den Felsbildern in Gestalt der doppelten Pferde entgegentritt.

Diese Beziehung der Zeichen auf den Jahreslauf müssen wir noch weiter verfolgen, wenn wir die übrigen Konstruktionsformen deuten wollen. Die „Fug“-Rune, die uns hier in der eßigen Form entgegentritt, ist eine Variante des Bogenzeichens für „Himmel und Erde“. Der Erd-Bogen, hier mit der Spitze nach unten zeigend, vereinigt sich mit dem Himmels-Bogen, Spitze nach oben, zur Zeit der Mittwinter-Sonnentwende. So wird gleichsam verdeutlicht, wie die Umlaufbogen der Sonne immer kleiner werden, wie sie sich unter die Horizontlinie hinabsenken und so der Gott, die Sonne, einkehrt in den Schoß der „Mutter Erde“, in das „Grabhaus“, das gleichzeitig das „Geburtshaus“ ist, um neu zu erstehen als der „Aufsteigende“, der „Segnende“. Damit ist uns auch plötzlich die Bedeutung der volkstümlichen Bezeichnung von „Wiege und Grab“ erklärt und ebenfalls der Sinn des „Bauerntanzes“ ins helle Licht gerückt. Die „Raute“, hier die ältere Form der „Fug“-Rune, vorstehend als „Grab“- und „Geburts“-Haus des Gottessohnes bezeichnet, hat diesen in sich aufgenommen, damit er in der Mittwinternacht, gekennzeichnet durch das „Mal-kreuz“, dem Wendezeichen, neu erstehen.

Damit schließt sich der Kreis. Alle Zeichen deuten hin auf den Jahreslauf, in dem sich die Wirkung einer verehrten göttlichen Kraft offenbart, von dem der Bauer für sich, sein Haus und seine Arbeit Segen und Wohlergehen erwartete.

Das Leben erkennt man an seiner Ekstase. Es gibt eine Art Verzückung, in welcher Menschen aus sich herausgehen und sich vergessen, um im Unendlichen, im Zeitlosen zu versinken. Aber es gibt auch eine Ekstase, wo Menschen aus sich herausgehen, ohne ihren festen Stand in der Zeit zu verlieren, eine Verzückung, wo sie das Höchste und Tiefste – ihr Höchstes und Tiefstes – wie in einem Kraftgefühl erleben, wo sie eine Welle im Genuß des Anwachsens ihrer Stärke verharren und darauf weiterstürmen, stärker und mutiger. An dieser lebensvollen Verzückung soll man das Leben erkennen.

Wilhelm Grönbeck

Zur Wiederbelebung der Volkskunst

Von Hans Bauer

Alle wahre und bleibende Kunst hat ihre Wurzeln im Volke. Das ist heute allgemein bekannt und von allen völkisch Denkenden als wahr anerkannt, und man arbeitet allerorten daran, die Sünden der Vergangenheit in dieser Beziehung wiedergutzumachen. Unter all den dahin zielenden Bestrebungen sind die der neuen Porzellanmanufaktur in Maaß bei München besonders beachtenswert; sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, an die vieltausendjährige Überlieferung der deutschen Töpferkunst anknüpfend, volkhafte Kunst zu pflegen. Ihre Erzeugnisse, wie die auf Abb. 1 und 4 gezeigten Gefäße, verleugnen in der Behandlung der Oberflächen und den Kennzeichen der Formung auf der Töpferscheibe keineswegs ihre Entstehung in unserer Zeit, aber sie schließen sich in Ornament und Sinnbild bewußt den ältesten Vorbildern an.

Abb. 2 zeigt eine ostgermanische Urne von etwa 200 v. Z. mit einem aus dem Hakenkreuz entwickelten Mäanderornament, Abb. 1 eine Urne aus Maaß mit ähnlicher Zier, dazu als sinnbildliche Zeichen den Sechsstern und das Hakenkreuz. Die Schale auf Abb. 4 links schließt sich mit ihrem eingerichteten und weiß ausgefüllten Muster an die Rössener Keramik (Abb. 3) an, eine Endstufe der keramischen Entwicklung der Jüngerer Steinzeit, während die halbtugelige Form der auf Abb. 4 rechts stehenden Urne ihr Gegenstück in



Abb. 1. Urne aus der Porzellanmanufaktur Maaß, links ein ebenfalls dort hergestellter Zulleuchter.



Abb. 2. Ostgermanische Mäanderurne
Nach Kossinna: Deutsche Vorgeschichte

der altfächischen Hakenkreuzurne (Abb. 5) von etwa 400 n. Z. findet, nur daß sie statt des Hakenkreuzes den ebenfalls in der bäuerlichen Kunst bis heute lebendig gebliebenen Sechsstern trägt.

Es zeigt sich hier ein hoffnungsvoller neuer Ansatz zu einer überlieferungs- und volksgebundenen Kunst im Handwerk, die freilich mit dem im sogenannten Kunstgewerbe immer noch so beliebten volksfernen, nur das Material hervorhebenden „Geschmack“ nichts zu tun hat.



Abb. 3. Langesäße aus dem Gräberfeld von Rössen, Merseburg. Berlin, Staatliches Museum für Vor- und Frühgeschichte
Aufn.: Dr. Hilke Bauer, Deutscher Kunstverlag



Abb. 4. Schale und Urne aus den Allacher Werkstätten



Abb. 5. Altfächische Urnen mit Hakenkreuzmustern. Hannoversches Landesmuseum
Aufn.: Dr. Hilke Bauer, Deutscher Kunstverlag

Dom Sinn der germanischen Namengebung

Von Dr. E. Hertel

Unsere heutige Namenwelt trägt ein recht buntes Gewand. Neben den alten einheimisch-germanischen Namen (Gerhard, Hildebrand, Wilhelm) sind bei uns durch die Befehung viele fremde Namen üblich geworden, die entweder aus der Bibel stammen (David, Jacob, Thomas) oder aus der Heiligengeschichte (Benedikt, Lorenz, Pancratius). Zu ihnen gesellen sich die Namen nach den Berufen (Bäcker, Moldenhauer, Spleißföhrer), nach den Wirklichkeiten der Herkunft (Brückner, Brinkmann, Gruber). Es folgt das große Gebiet der Beinamen (Gansauge, Kalbfleisch, Schrehvogel) und so manches andere.

Den Grundstock machen allerdings immer noch die germanischen Namen aus, es sind — so merkwürdig es auch klingen mag — weit mehr, als je durch die schriftliche Überlieferung erfasst worden sind. Wieviel Namen mögen durch die immerhin zufälligen Urkunden überhaupt nicht erfasst worden sein! Auch hier war das gesprochene Wort stärker als das schriftlich niedergelegte. Von diesen alten, einheimisch-germanischen Namen sei hier die Rede.

Über die Namengebung gibt es unter unseren spärlichen Überlieferungen nur eine einzige, die hierfür etwas aus sagt. Es ist jene langobardische Stammes sage, die durch Paulus Diaconus auf uns gekommen ist, wonach die Winiler mit Frehas Hilfe Wodan überlisten, indem sich die Frauen der Winiler die Rüstungen ihrer Männer anziehen, sich ihr langes Haar wie Bärte um Kinn und Wangen schlagen, so daß Wodan frühmorgens bei ihrem Anblick erstaunt ausruft: „Was sind das für langbärtige Wassenleute?“ — Worauf Freha ihm antwortet: „Gast du ihnen den Namen verleihe (= langbärtige Wassenleute), so schaffe ihnen auch den Sieg. Notgedrungen muß Wodan ihnen als Namensgeschenk nun den Sieg verleihen. Daher nennen sich die Winiler von nun an Langbärte oder Langobarden. — So berichtet es wenigstens die Sage. Über die wirkliche Erklärung des Namens herrscht heute noch keine Einigkeit.

Die obige Sage bezeugt eigentlich nur, daß bei der Namengebung ein Geschenk übergeben werden mußte — eine Sitte, die sich bis heute als Namenstags- und Geburtstagsgeschenk erhalten hat.

Nicht bezeichnend ist auch jene Stelle aus dem Anfange des Heliand, in dem neben allem Christlichen noch manches Einheimische steckt, von den Engeln, die nach Walsürenart noch Federgetwänder tragen, bis zu den „hohen Hornsälen“ Jerusalems. Aus dieser Stelle läßt sich entnehmen, daß zu dieser Zeit ein biblischer Name nicht gern angenommen wurde.

Dem greißen Ehepaar Zacharias und Elisabeth wird da ein Sohn, ein „Erbiwart“ geboren.

„Da fragt' ein Ersahrener, der vieles verstand,
Weise von Wort und wîzig von Sinn,
Genau fragt' er nach, wie sie nennen das Kind
Wollten in dieser Welt. ...
Schleunigst begann da
Des Kindes Mutter, die den Knaben hielt,
Den Geborenen, am Busen: „Uns kam Gottes Gebot,
Vorigen Jahres; zuvörderst gebot er uns,
Daß er Johannes heißen sollte
Nach Gottes Anordnung, was ich aus eignem Sinn
Nicht zu ändern wage, wenn ich entscheiden soll.“
Da begann ein Übermütiger, der ihr verwandt war:
„Also hieß nie einer der Edelgeborenen
Unseres Stammes und Geschlechts: ersehn wir einen andern
Genehmerten Namen, daß er ihn nehme, wenn er darf.“

Allerdings wird die Beweisraft dieser Stelle dadurch herabgesetzt, daß in der Bibel der gleiche Vorgang geschildert wird (Lukas I, 59—63).

Aus dem gleichen Anlaß ärgern sich die Schweden im Jahre 1020 ebenso, daß ihr junger König „Jacob“ heißen soll, wie es Snorri in seinem 2. Königsbuche erzählt: „Da bekam er (der christliche Schwedenkönig Olaf) von seiner Gemahlin einen Sohn, der am Jacobstage geboren wurde; und als dieser Knabe getauft wurde, gab ihm der Bischof den Namen Jacob. Dieser Name mißfiel den Schweden sehr, und sie beklagten sich darüber: niemals noch habe ein Schwedenkönig Jacob geheießen. — Nun geleiteten die Brüder

Frehvid und Arnvid den Königssohn Jacob dort auf das Thing, und sie ließen ihm den Königstitel beilegen. Überdies aber gaben ihm die Schweden den Namen Snund, und so nannte man ihn fortan, solange er lebte. Zu dieser Zeit war er zehn bis zwölf Jahre alt.“

Zu dem eigentlichen Thema sei vorausgeschickt, daß jeder germanische Name ein sinnvolles Gebilde darstellt. Hier von sei diesmal nicht die Rede. Anders steht es mit der Frage nach dem Sinn der germanischen Namengebung überhaupt. Wenn hier unsere einheimischen Quellen ganz versagen, müssen wir uns notgedrungen nach anderen Zeugnissen umsehen.

Es sind das die isländischen Sagas, jene Bauern- und Familiengeschichten, die auf Island nach der Besiedelung zwischen 874 und 930 entstanden sind; aufgezeichnet wurden sie erst um 1200. Da heißt es in der Saga von den Seetalsleuten: „Er bekam einen Sohn; und als der Knabe zum Vater (Thorstein) getragen und ihm aufs Knie gesetzt wurde, sagte er: Dieser Knabe soll Ingimund heißen, nach seinem Muttervater, und ich wünsche, daß sein Heil dem Namen folgt.“

Aus derselben Saga: „Wigdis gebär einen Sohn; und als der Vater (Ingimund) sah, daß er einen klugen, stillen Bliß hatte, nannte er ihn nach seinem Vater Thorstein und wünschte ihm das Heil seines Großvaters.“

Nach diesen beiden Stellen schon ergibt sich der Sinn jeder germanischen Namengebung: der Name soll seinem Träger Heil bringen, d. h. etwas Günstiges. Insbesondere soll er ihm das Heil, das Glück der Sippe (Familie) bringen, in die er hineingeboren ist. Diese Vorstellung wieder beruht auf dem Glauben, daß jede Sippe ihre guten Geister, die Fylgjen (= Folgegeister) hat, die im Verborgenen immer für das Heil, für das Glück der Sippe sorgen. Es sind gewissermaßen die guten Heimchen am Herde. Daher wird den Kindern auch so häufig, damals wie heute, der Name nach den Großeltern gegeben.

Nun verstehen wir auch, warum bei Fürsten- und Königshäusern so oft derselbe Name wiederkehrt: Friedrich, Otto, Wilhelm (bei den Fürsten von Neuch ging der Name Heinrich wohl über die Zahl 50 hinaus! — es sollte der Ahnherr des Geschlechtes mit seinem Namen auch sein Glück und seine Tatkraft den Nachkommen vererben!)

Daher erklärt sich auch die zunächst befremdliche Tatsache, daß selbst ein Sterbender seinen Namen vererben kann, wie es in der Saga von Finnbogi dem Starken erzählt wird, der erst sein Erbe verteilt und dann fortfährt: „Nun will ich dir (Urdarkött) meinen Namen schenken. Ich bin nicht zukunfts kundig; doch denke ich, dein Name wird leben, solange die Welt steht. Das wird mir dann eine Ehre sein und meinen Verwandten, daß ein so berühmter Mann von mir den Namen hat — wie du einmal wirst, wenn es so kommt, wie ich denke. Denn mir hat das Geschick das nicht zugedacht.“ — Urdarkött dankte ihm für die Gabe. Nicht lange mehr ruhte er auf Urdarkötts Schoß, da starb er.

Wir heutigen Menschen handeln unbewußt nach derselben Anschauung, wenn wir dem Kinde den Vornamen des Vaters, des Großvaters oder sonst eines lieben Verwandten geben — denn damit hegen auch wir den stillen Wunsch: das Kind möge so werden wie der, dessen Namen es trägt! Keinem Vater wird es jemals einfallen, sein Kind nach einem Mitgliede der Familie zu benennen, das im Leben Schiffsbruch gelitten oder gar Schande auf seinen Namen gehäuft hat. So stark sind wir alle unbewußt in unserer völkischen Vergangenheit und nordischen Wesensart verwurzelt!

Daß die Namengebung eine ernste Angelegenheit war und daß die Verleihung eines Namens möglichst von einem vornehmen Manne vorgenommen wurde, erfahren wir bei Snorri mehrmals.

„Nun war es Sitte, wo es sich um Kinder edler Leute handelte, sorgfältig die Männer auszuwählen, die sie mit Wasser besprengten (hier und im folgenden noch die alte, heidnische Taufe) und ihnen den Namen geben sollten. ... Sie lagen die Nacht am Lande, und da gebär Thora an einer Klippe nahe dem Ende der Landungsbrücke ein Kind. Das

war ein Knabe. Jarl (Herzog) Sigurd besprengte ihn mit Wasser und nannte ihn Hakon, nach seinem Vater, dem Jarl Hakon von Lade."

"Erich und Gunnhild bekamen einen Sohn, den König Harald mit Wasser besprengte und dem er seinen Namen gab, indem er beifügte, er solle einmal König werden nach seinem Vater Erich."

"Kaiser Otto fuhr zurück in sein Reich nach Sachsenland. Er und der Dänenkönig schieden in Freundschaft. Man erzählt, daß Kaiser Otto der Pate von Haralds Sohn Svend wurde und ihm seinen Namen gab, so daß er bei der Taufe Otto-Svend genannt wurde."

Mehrfach finden sich auch Belege dafür, daß bei der Namensgebung ein Geschenk übergeben wurde, das den Namen „fest machen“ sollte. Das geschah in der Regel nicht bei den Neugeborenen, sondern weit häufiger bei Erwachsenen, wenn sie bei irgendeiner Gelegenheit einen Beinamen bekommen hatten.

In der Saga von den Schwurbrüdern fährt der Stalbe Thormod oft zu einer Witwe, deren Tochter Thorbjörg ihm sehr gefällt. Sie ist ein fein gestittetes Mädchen, nicht besonders schön, doch hat sie auffallend schwarze Haare und Augenbrauen; sie heißt deshalb Kolbrun = Schwarzbraune. Die Saga erzählt nun weiter: „Er (Thormod) dichtete damals ein Lobgedicht auf Thorbjörg Kolbrun. Das nannte er die ‚Schwarzbraune Weise‘. Und als das Gedicht fertig war, da trug er es vor, so daß es viele Leute hörten. Katla (die Mutter des Mädchens) zog einen Fingerring von ihrer Hand, groß und wertvoll, und sprach: ‚Diesen Ring will ich dir schenken, Thormod, als Dichterlohn und zur Namensgabe; denn den Kennnamen gebe ich dir: du sollst Schwarzbraunenstalde heißen.‘ Thormod dankte Katla für die Gabe; und seitdem blieb der Name, den Katla ihm gegeben hatte, an Thormod haften."

In der Geschichte von Rolf Kraki wird das Umgekehrte berichtet, nämlich, daß der reiche König Rolf dem armen Jüngling ein Geschenk dafür gibt, daß er ihm einen Namen gegeben hat, obgleich dieser Name gar nicht schön ist. „Ein armer Burche, Wögg, genannt, kam einst in König Rolfs Halle, als der König noch jung an Jahren und von zartem Wuchse war. Da ging Wögg zu ihm hin und sah ihn an. Der König sprach: ‚Was willst du damit sagen, junger Geselle, daß du mich so ansiehst?‘ Wögg antwortete: ‚Als ich daheim war, hörte ich sagen, König Rolf in Lesre sei der größte Mann in den Nordlanden; und nun sitzt hier auf dem Hockstie eine kleine Krähe (Kraki), die nennen sie ihren König.‘ — Da versetzte der König: ‚Du, Geselle, hast mir einen Namen gegeben, und ich werde Rolf Kraki heißen. Es ist aber Gebrauch, daß dem Namen eine Gabe folge. Weil ich nun sehe, daß du kein Geschenk hast, welches du mir zu diesem Namen geben könntest, oder welches sich für mich schickt, so soll dem andern geben, wer da hat.‘ Da zog er einen Goldring von der Hand und gab ihn ihm. Wögg sagte: ‚Du bist der beste aller Könige. Darum gelobe ich dir, ich will desjenigen Mannes Mörder sein, der dein Mörder sein wird.‘ Da sprach der König lachend: ‚Über eine Kleinigkeit freut sich Wögg.‘"

Noch ein anderes Mal erfahren wir, daß ein unschöner Name ohne weiteres angenommen wird und sich dann von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt. Das erzählt die Gisl Saga: „Er (der Neugeborene) wurde mit Wasser geweiht und erhielt erst den Namen Thorgrim nach seinem Vater. Als er heranwuchs, fand man ihn mürrisch und widerspenstig, und so änderte man seinen Namen und nannte ihn Snorri (= Schnauber, Schnarher, Brummer)"¹.

Vielleicht noch aufschlußreicher ist die Saga von Thorstein dem Weissen, aus der hervorgeht, daß ein doppelter Name, auch wenn er unschön ist, für besonders glückbringend gilt

¹ Hierzu sei auf einen sehr ähnlichen Namensträger aus der Neuzeit hingewiesen, der eine über das Örtliche hinausgehende Berühmtheit gewonnen hat: nämlich jenen Hamburger Lastträger, dem die Kinder seines brummenden Wesens wegen das Redewort „Hummel Hummel" nachriefen, das heute zur Bezeichnung für alle Hamburger geworden ist. Bl.

und längeres Leben verleihen soll. Als dort Vieh zusammengetrieben wird, fangen die Stiere an, sich zu stoßen. „Als Helgi das sah (nämlich wie sein Haustier von einem fremden zurückgestoßen wurde), holte er aus dem Hause ein paar große Eisstachel und band sie dem Haustier vor den Kopf. Der Kampf ging weiter und endete so, daß der Haustier den anderen zu Tode stieß; die Stacheln waren tief eingedrungen. Diese Tat schien den meisten eine unschöne List. Er bekam davon seinen Namen Brodd-Helgi, denn Brodd bedeutet Stachel. Einen Doppelnamen zu haben, galt damals als glückbringend; die Leute glaubten länger zu leben, wenn sie zwei Namen hätten."

Im Zusammenhang damit sei zum Beschluß auf jene Stelle bei Plutarch verwiesen, die von der verborgenen Macht zu sprechen scheint, die in jedem Namen ruht. Dort ziehen die germanischen Ambrosen 102 vor Christ bei Aquae Sextiae zur Schlacht gegen die Römer. „Sie rückten nicht ungeordnet und in wilder Hast heran. Auch stießen sie nicht etwa ein verworrenes Kriegsgeschrei aus, sondern sie schlugen im Takt an ihre Waffen, sprangen alle dazu gleichzeitig in die Höhe und riefen dazu zu wiederholten Malen ihren Namen, vielleicht um sich selbst anzufeuern, vielleicht um die Römer von vornherein durch die bloße Nennung ihres Namens in Schrecken zu setzen."

Die schöpferische Kraft der Namensgebung ist heute bei uns tot, denn wir tragen alle einen festen Namen. Und doch lebt sie noch weiter, freilich nur bei der Benennung von Tieren und leblosen Dingen, — so wenn der Bauer seine Kühe, der Hirte seinen Hund benennt, wenn der Reiter seinem Pferde einen schönen Namen gibt, wenn wir Boote und Schiffe taufen. Und noch in einem haben wir uns die alte Freiheit der Namensgebung gewahrt, in der Wahl unserer Vornamen. Wollte doch jeder Vater seinem Kinde endlich einen deutschen und sinnvollen Namen geben, damit Fischarts Wunsch weiter wirke: „Schöne Namen reizen auch zu schönen Taten!"

Oberstleutnant Platz 70 Jahre



Oberstleutnant a. D. Platz, am Schluß des Weltkrieges Regimentskommandeur, gehört zu den auch wissenschaftlich veranlagten Offizieren, die neben ihrer voll erfassten militärischen Aufgabe sich noch ein anderes Gebiet ernsten Studiums zu erwählen pflegten. Die Fragen um Atlantis zogen ihn mächtig an, und seine Lichtbildervorträge über altamerikanische Kulturen fanden lebhaften Beifall. Über Germanen Wirth gelangte er zur Germanenforschung. Er war einer der ersten in Detmold, die überzeugt auf meine Seite traten, als ich mit meinen Beobachtungen an den Externsteinen und in Osterholz, fußend auf den Wahrheiten der Vererbungslehre und den zuletzt von Rossmann vertretenen Gedanken folgend, in das Dunkel einzudringen versuchte, welches über der germanischen Kultur lagert. Als die altgewohnte Schulmeinung von den auf Bärenhäuten liegenden Germanen

noch herrschend war und man sich kopfschüttelnd vorstellte, daß die Einherjer in Walhall über germanische Himmelskunde, astronomische Ortnung und Kampfsportbahnen in helles Gelächter ausbrechen würden, stand Platz unbeirrt zur Sache. 1927 wurde er Mitbegründer der Vereinigung der „Freunde germanischer Vorgeschichte" und ihrer Zeitschrift. Opferebereit übernahm er ehrenamtlich die nicht geringe Arbeitslast des Vorsitzenden der Vereinigung und hat

unermüdlich durch Vorträge, Führungen und Schriftwerk den Bund gefördert, der sich schnell zu einer über Deutschland verbreiteten Bewegung auswuchs. Den Tausenden, denen er gedient hat, bleibt die eindruckliche, frische, auch mit Humor durchsetzte Art, in der er unsere Sache zu vertreten wußte, unvergesslich. Er kämpfte selbstlos und ehrlich, in hohem Verantwortungsgesühl, gütig und gerecht. 1936 ging die Leitung der Vereinigung an das „Ahnen-erbe“ über. Es ist mir eine besondere Freude, daß dieser 70. Geburtstag am 22. Juli mir erneut Gelegenheit gibt, an dieser Stelle den Dank, die Verehrung und die herzlichsten Wünsche aller derer zum Ausdruck zu bringen, die den Anteil des ersten Vorsitzenden der Vereinigung unseres germanenfreundlichen Werks zu würdigen wissen.

W. Leudt.

Die Fundgrube



Überlieferung im Kinderspiel. Obenstehendes Bild ist aufgenommen im Berliner Osten, vor der Tür des Ahnen-erbes in der Raupachstraße, von dessen Fenstern sich der — zumal kurz nach der Veröffentlichung über das „Alte Hergespiel“ in Heft 4/37 — ganz überraschende Ausblick auf mehrere solcher Spiralen bot. Das Spiel dazu geht so vor sich: ein Kind steht in der Mitte, das ist die Verkäuferin; nun betätigen zunächst die anderen Kinder die in Gestalt eines kleinen Kreises am An-

fang der Spirale angebrachte „Kloche“; sie steigen die „Treppe“ hinauf — das sind die Querstriche im ersten Bogen — zur „Verkäuferin“, bei der sie zum Schein etwas zu kaufen verlangen, ein Paar Schuhe, ein Pfund Butter, irgend etwas; nach Aus-händigung der „Ware“, nämlich eines Holz-stückchens — auch ein Klaps in die Hand kann sie ersetzen — kommt es darauf an, ohne zu bezahlen möglichst rasch zu fliehen; wer von der „Verkäuferin“ gefangen wird, tritt an ihre Stelle, und das Spiel geht von vorne an.

Der reale Inhalt dieses Spieles ent-stammt natürlich der Vorstellungswelt des Großstadtfindes, aber es ist deutlich, daß die „Verkäuferin“ hier eine ähnliche Rolle spielt, wie in dem von R. Weigelt geschil-dernten Spiel die Hexe, die ihre Gespielen „bannt“ und in den „Bachsen“ befördert. Es wird übrigens, wie man mir sagt, im westfälischen Industriegebiet in genau der gleichen Form wie in Berlin gespielt. Der überdeckte mythische Sinn der Spirale ist immer noch darin zu erkennen, daß Gefahr in ihrem Zentrum lauert, ähnlich wie bei den verwandten Labyrinth und Troja-burgen in den damit verbundenen Sagen. Beim Alte-Hexe-Spiel ist das Ver-las-sen des Bachsens durch die Spirale nur möglich, wenn die Hexe durch Vernichtung des Malkreuzes das Schloß des Ausgangs öffnet; hier wird die Befreiung durch die Flucht erstrebt. Hierin liegt vielleicht die Beziehung zum Wintersonnwendmythos von der Niederlage und der Wiedergeburt des Lichtes und des Lebens.

Das Alter der Überlieferungen, die leht-en Endes diesen Spielen zugrunde liegen, mag man an der Felszeichnung von La-

num, abgebildet in Heft 4/37, S. 122, und an den in gleichem mythischen Boden wur-zelnden Erscheinungen der Trojaburgen (Abb. 2) ermessen.

Hans Bauer.

„Entsagest du dem Teufel?“ Man schreibt uns: „Im Juniheft dieser Zeitschrift erschien ein ausgezeichnete Aufsatz von Eugen und Munin über das Altgermanische Taufgelübde, das mit den Worten begann: „Widerstehst du dem Teufel?“

An dieses Taufgelübde knüpft sich ein be-zeichnender Vorgang, den ich den Lesern die-ser Zeitschrift nicht vorenthalten möchte. In den neunziger Jahren des vergangenen Jahr-hunderts übernahm ein eben von der Univer-sität gekommener junger Pastor die Kirchen-gemeinde Hahndorf in Hannover. Er kannte seine Bauern noch nicht recht, als er in den ersten Tagen schon eine Taufe vornehmen mußte. Dabei verwendete er die in jener Ge-gend ungewöhnliche Formel: „Entsagest du dem Teufel und allem Teufelswerke?“ wor-auf die Paten antworten sollten: „Ja, ich wi-derstehst du.“ Anstatt aber in dieser Weise zu antworten, trat ein alter Bauer vor und sagte sehr eindringlich: „Herr Pastor, mit dem Teu-fel und all seinen bösen Werken haben wir hier gar nichts zu tun.“

Auf diese unerwartete Antwort trat pein-liche Stille ein. Der junge Pfarrer war im Augenblick recht verlegen, rettete aber die Si-tuation, indem er eine andere ihm bekannte Taufformel anwandte.

Ich kann mir diesen Vorgang nicht an-ders erklären, als daß der alte Bauer noch durch generationenlange Überlieferung eine dunkle Erinnerung an die Vorgänge hatte, die sich bei der Zwangsbefreiung ereignet hat-ten, zumal ja große und furchtbare Ereig-nisse lange im Gedächtnis des Volkes haften. Werinher.“

Altgermanisches und Vorgehichtliches bei Dante. In seinem in Heft 6 des Jahrgangs 36 veröffentlichten Aufsatz „Seidenmauer und Brunhildstuhl als germanisches Hei-ligtum“ spricht Wilhelm Leudt die Vermu-tung aus, daß „Vor Beginn der Steinbruch-arbeiten im oberen Drittel der jetzigen Berg-lücke am Brunhildstuhl entweder eine Kuthöhle zu finden ist, oder eine Grotte als Schauburg in den Berg eingearbeitet gewesen sein kann“.

Eine Grotte als Schauburg? Wo gibt es derartiges?

In Dantes göttlicher Komödie im zwan-zigsten Gesang der Hölle! Dort erwähnt Dante den etruskischen Wahrsager Aruns, der den Sieg Cäsars nach seinem Übergang über den Rubikon vorausgesagt haben soll. Er spricht von ihm als einem,

Der in den Bergen Lunis, wo die Bauern Carraras ihre Felder drohen ackern, In einer weißen Marmorköhle wohnte, Wo nichts den Blick ihm in die Weite sperrte Sin nach den Sternen und aufs blaue Meer.

Die Entsprechung ist so vollkommen, daß ich mir nicht versagen kann, die Leser dieser Zeitschrift darauf hinzuweisen. Guardar le Stelle, die Sterne zu beobachten heißt es im Urtext. Also nicht der schönen Aussicht wegen saß Aruns oben in seinem Felsen. Er war Kalendermacher, der den Zeitpunkt des Untergangs der Gestirne am westlichen Horizont, im Meer, Tag für Tag beobach-tete.

An anderer Stelle erfahren wir aus der göttlichen Komödie, daß bei den Deutschen in Italien noch bis ins 13. Jahrhundert n. d. Ziv. große Hügelgräber errichtet wur-den. Im dritten Gesang des Wänterungs-berges beklagt sich Manfred, der Sohn Kaiser Friedrich II., über den Bischof von Cosenza, der sein Grab geschändet hat, „wenn er fromm gewesen wäre,

So ruhten jetzt noch meines Leibs Gebeine Im sichern Schutz des großen Hügel-males, Am Brückenkopfe dicht vor Bene-vent“.

Bemerkenswert ist hierbei auch der Um-stand, daß die deutschen Ritter ihren Helmen bei einer Brücke befestigt haben. Das wird seinen Grund in dem Mythos von der Himmelsbrücke haben, von dem S. Reuter in seinem unschätzbaren Buch über „das Rätsel der Edda“ so Ausführliches zu be-richten weiß. Daß im 13. Jahrhundert eine sonst nur aus der Bronzezeit bezeugte Sitte wieder in Erscheinung tritt, ist ein neuer Beweis dafür, daß im Volke außerhalb der literarischen Welt uralte Unterströmungen vorhanden sind. Ein Genie ist imstande, auch aus diesen zu schöpfen.

In der Edda, im Gastfrudnerlied, wird der Ursprung der Winde mit dem Vers er-klärt: Totenvertilger

Geist ein am Himmelspol

Hodender Unhold

In Adlerverhüllung

Mit den Fittichen fächelt er

Wind allem Volk zu.

(Nach W. Jordan.)

Dieser Unhold ist bei Dante der Satan selbst, der im untersten Grund der Hölle mit seinen Flügeln drei Winde erzeugt, die den Coctus bis zum Grunde in eine Eis-masse gefrieren lassen. Es ist, als wenn

Dante am Kaminfeuer seiner ritterlichen Freunde noch mehr solcher germanischer Mythen habe erzählen hören. Sein Läuterungsberg ist frei von Gewittern, wie der Donnersberg in der Pfalz und viele andere heilige Berge im Norden. Wie die Achalm bei Reutlingen mit einer goldenen Kette, so ist auch der Himmelsberg bei Dante von einer Mauer ringsum umzogen. Die Stimme des Blutes spricht aus diesen Anklängen und Bildern, sie bricht sieghaft durch bei der Stufenleiter der Sünde. Da ist Dante ganz Germane, wenn er als schlimmste Sünde den Verrat bezeichnet. In seinem Lehrschaf-

ten Vortrag über die Sündenstrafen spricht er zum Schluß von den Sünden gegen die Pflicht der Liebe:

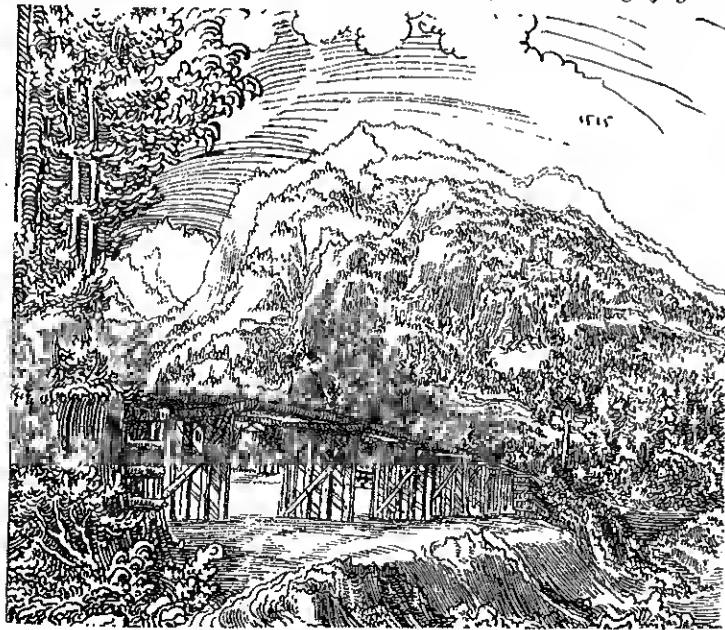
Die zweite Art verkehrt sowohl die Liebe, Die uns Natur befiehlt, als auch die andre, Die man in Sonderheit die Treue nennt —, und nun erhebt er plötzlich die Stimme zu dramatischer Wucht, wenn er fortfährt:

Und darum wird im tiefsten Kreis, im Punkt Des Weltalls, der den Namen Dyle trägt, Verrat in alle Ewigkeit zermalmt. G. A. Priebe.

Aus der Landschaft

Zum germanischen Brückenbau. In „Germanien“ 1936/2, S. 52 ff., wird die „Blumberger Stege“ bei Ostfriesland als Beispiel für die Leistungsfähigkeit der Zimmermannskunst, welche seit Urzeiten die germanische Baukunst bestimmt, abgebildet und beschrie-

und befindet sich in der graphischen Sammlung zu München. (Abgedruckt in: „Kultur des Handwerks“, Ankl. Zeitschr. der Ausstellung München 1927 „Das Bayerische Handwerk“, Heft 11, Sept. 1927, S. 361.) Auch diese Abbildung zeigt uns, wie noch



ben. Über die Blumberger Stege liegen seit dem Jahre 1530 urkundliche Nachrichten vor. Aus dem gleichen Zeitabschnitt ist uns die Federzeichnung einer langen hölzernen Donaubrücke (wohl aus der Gegend von Passau) überkommen. Sie stammt von Wolf Huber (gest. 1553), ist datiert 1515

bis ins späte Mittelalter hinein selbst in Gegenden, die lange Zeit von den in Stein bauenden Römern besetzt gewesen sind, die altgermanische Zimmermannskunst lebendig geblieben ist und treffliche Werke geschaffen hat. Werner Stief, Berlin.

Die Bücherwaage

Keltische Studien. Im Januar dieses Jahres wurde die „Deutsche Gesellschaft für keltische Studien“ gegründet. Sie wendet sich in einem Aufruf an alle Freunde des keltischen Kulturkreises und insbesondere an alle jungen Kräfte der deutschen Wissenschaft, die als Volkskundler, Vorgeschiedener, Sprachforscher keltische Studien treiben. Sie will auch „den Weg bereiten für ein tieferes Verständnis für die Werte und Formen der keltischen Welt, deren bedeutende Einwirkungen auf das Kulturleben unserer westeuropäischen Nachbarstaaten, aber auch auf unsere eigene Entwicklung heute allerorten offenkundig sind“. Der Ehrenpräsident der Gesellschaft ist der Altmeister der deutschen Keltologie, Geh. Rat Thurneisen-Donn; zu den Gründern gehören Prof. Mühlhausen, Dr. Bauersfeld, Dr. von Tebenar. Die Geschäftsstelle der Gesellschaft befindet sich in Berlin (Berlin C 2, Dorotheenstr. 6, Indogermanisches Seminar, keltische Abteilung).

Die Germanenforschung hat mehr als einen Berührungspunkt mit der Keltologie, und bedeutende Germanenforscher haben wesentliche Beiträge zur Keltenforschung geliefert (z. B. Neckel, Much). Keltien siedelten in später von Germanen besetzten Gebieten; die beiden Nachbarvölker beeinflussten sich gegenseitig. Schon früh siedelten Germanen in Irland und Fren in Island. Ferner sind Keltien und Germanen zusammen mit den Italikern eine besonders enge, unverwandte Gruppe der Westindogermanen. Die bisher viel zu sehr vernachlässigte Erforschung der gemeinsamen westindogermanischen Kultur setzt die Zusammenchau der germanischen, keltischen und italischen Überlieferung voraus und dient der Erschließung der germanischen Vergangenheit. Der Germanenforscher wird also die Gründung dieser Gesellschaft auf das lebhafteste begrüßen und ihrer Arbeit guten Erfolg wünschen. D. G.

Helmuth Bauersfeld, Die Entwicklung der keltischen Studien in Deutschland. Berlin 1937, Heft 1 der Schriftenreihe der „Deutschen Gesellschaft für keltische Studien“ (zu beziehen von der Geschäftsstelle, Berlin C 2, Dorotheenstr. 6, Indogerm. Seminar, Kelt. Abt.).

Das kleine Heft enthält einen ausgezeichneten Überblick über die Geschichte der keltischen Forschung in Deutschland und berücksichtigt sowohl Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte wie Vorgeschichte und Volkskunde. Man wird zugleich über die heutige Lage der Forschung unterrichtet. Einzelheiten, die man vermehrt, werden gewiß in den weiteren Heften behandelt werden. Solche Übersichten wünschen wir uns auch für die Geschichte der slavischen und balkanischen Studien. Dr. Guth.

Hermann Klaatsch, Das Werden der Menschheit und die Anfänge der Kultur. 3. Ausgabe mit einer Einführung von Jörg Bechler und Ergänzungen von Julius Andree und Hans Weinert. Berlin-Leipzig 1936, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 424 S., 348 Textabbildungen und 7 Beilagen. Ganzleinen 13,50 RM.

Diese Neuauflage des berühmten Werkes von Klaatsch bringt den Originaltext mit Änderungen lediglich in unwesentlichen Einzelheiten und Einschaltungen in Klammern. Um den Leser auch mit dem neuen Material vertraut zu machen, sind zwei Abschnitte hervorragender Forscher hinzugefügt worden: „Die Entwicklung der mitteleuropäischen Kulturen in der älteren und mittleren Steinzeit“ von Andree und „Die paläolithologischen Zeugnisse für den Werdegang der Menschheit“ von Weinert. Auf diese Weise ist das klassische Werk zugleich zu einer ausgezeichneten Einführung in die heutige Lage der Erforschung von Kultur und Rasse der Altsteinzeit geworden. Guth.

Rudolf Much, Die Germania des Tacitus. Heidelberg 1937. C. Winter-Verlag. 464 Seiten, 1 Karte und 26 Abbildungen auf 12 Tafeln. Geheftet 12 RM., gebunden 14 RM.

Rudolf Much ist im März 1936 gestorben; er hinterließ die fertige Handschrift des jetzt erschienenen Germania-Kommentars. Das Werk Muchs ist für jeden Germanenkundler unentbehrlich. Guth.

Josef Strzhykowski, Aufstieg des Nordens. Lebenskampf eines Kunstforschers um ein deutsches Weltbild. Schwarzhaupt-Verlag, Leipzig 1936. 139 Seiten, mit 20 Abbildungen auf Tafeln.

Wer das Lebenswerk des bahnbrechenden

Forschern St. kennenlernen will, greife zu diesem Buche, das wir wärmstens empfehlen.

Wolfram, Richard, Schwerttanz und Männerbund. Kassel, 1. Lieferung 1936, 2. Lieferung 1937, Bärenreiter-Verlag. Jede Lieferung 4,80 RM.

Das Werk Wolframs, von dem jetzt zwei Lieferungen vorliegen, haben wir bereits in „Germanien“ 1935, Seite 92, angezeigt. Es handelt sich um ein grundlegendes Werk der Germanenforchung. Wolfram hat nicht nur viel neues, bisher unbekanntes Material beigebracht, sondern weist auch für das Verständnis der Tänze neue Wege. Wir haben es mit dem Werk eines Forschers zu tun, der die Tänze, die er behandelt, zum guten Teil selbst getanzt hat. Das bedeutet eine große Überlegenheit über fast alle bisherigen Bemühungen um das so wichtige Thema. Beschreibungen der Tänze können nie die eigene Ausübung ersetzen.

Die bisherigen Lieferungen enthalten folgende Abschnitte: Die Fragestellung, Der Schwerttanz der deutschen Stadt, Der bäuerliche Schwerttanz, Die Schwerttanzform, Der Reistanz, Die geographische Verbreitung des Schwerttanzes, Der Stil des Schwerttanzes, Die Bedeutung des Schwerttanzes.

Leopold von Schröder hatte in seinem Werk „Mysterium und Mimus im Rigveda“ (Leipzig 1908) zuerst gezeigt, daß kultische Waffentänze bereits dem ur-indogermanischen Altertum bekannt waren und von Kriegerbünden ausgeführt wurden. L. Weiser, R. Meuli und vor allem D. Höfler hatten die Forschungen Schröders auf germanenfundlichem Gebiet fortgesetzt, während J. W. Hauer auf Schröders eigentlichem Fachgebiet, der Indologie, zu beständigsten und ergänzenden Ergebnissen kam.

Wolfram widerlegt gründlichst verfehlte Entstehungstheorien, die den Schwerttanz aus städtischen Zunftbräuchen herleiten wollten. Er zeigt, daß der Schwerttanz schon ursprünglich dem bäuerlichen Lebenskreise zugehört und aus dem germanischen Altertum herkommt. Die genaue Übersicht über die geographische Verbreitung des Tanzes bestätigt Kurt Meischkes Ansicht, die er in seiner ausgezeichneten Arbeit über „Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis“ (Leipzig 1931) darlegte, daß der Schwerttanz eine eigentümlich germanische Tanzform ist. Höchst bedeutsam sind die Ausführungen des Abschnittes über den Stil des Schwerttanzes. Der Schwerttanz ist ein Kettenanz und ist aus dem älteren Sing- und Kettenanz entstanden. Die Linienführung des Schwerttanzes läßt Schlangen- und Wirbelmotive erkennen, die uns aus der nord-

ischen Vorkunst von der Bronzezeit bis zur Wikingerzeit bekannt sind. Tief in den kultischen Sinn des Schwerttanzes führt der folgende Abschnitt. Kreisgang, Durchgang, durchs Tor, Schlangengang haben religiösen Sinn. Den Höhepunkt des ganzen Tanzes bedeutet die Bildung des Schwertsternes, der sogenannten Rose; es ist im allgemeinen ein Achtstern und in jedem Falle ein Jahreskreisbild. Der Schwerttanz war also ein kultisches Spiel, ein heiliges Drama. Wolframs Arbeit ist daher als eine bedeutende Untersuchung zum germanischen Kult zu werten.

Tögel, Hermann: Der Verdegang der christlichen Religion. Bd. V: Germanenglaube. 2. Aufl. Julius Klinckschardt, Leipzig.

Tögel will „durch die Behandlung des Germanenglaubens (im christlichen Religionsunterricht, B.) eine wichtige Erweiterung und Ergänzung unseres christlichen Gefühlskreises“ erreichen. Daß eine germanische Vertiefung des Christentums von innen her, aus dem religiösen Erleben des Einzelnen möglich ist, wobei allerdings Kerngebiete des Christlichen verlorengehen müssen, das hat die deutsche Mystik des Mittelalters bewiesen. Solches jedoch vom altgermanischen, heidnischen Stoff her gewissermaßen organisieren zu wollen, scheint uns ein etwas abenteuerliches Unternehmen. Es zeigt sich denn auch bei näherer Prüfung, daß Tögel entscheidende Mittelpunkt des Germanenglaubens in völlig falschem Lichte sieht. Germanische Frömmigkeit ist ihm (S. 121) „die sehr einfache, urkräftige Frömmigkeit eines gesunden, gutartigen Bauernvolkes. Sie war freilich nicht besonders geistreich. Ihr Echo war reichlich nicht weit. Um Fruchtbarkeit der Felder, Gesundheit des Viebes, reichliches Essen und Trinken, Gab und Gut handelte es sich zumeist“. Das Verhältnis der Germanen zu ihren Göttern ist in Anlehnung an eine hier öfters abgelehnte Anschauung (vergl. den Leitartikel in Heft 6/37) als bürgerlicher Do-ut-des-Vertrag aufgefaßt, in dem ein Gott wie Wodan nun natürlich nicht hineinpaßt. Dazu kommt, daß der Verfasser im Hinblick auf ihn bestimmt gestehen muß (S. 113): „Dins Ränke und Liebesabenteuer bescheiden uns aufs schmerzliche“. — Donar ist zwar „bisweilen noch ein plumper Bauer“ (S. 113), aber man muß ihm immerhin zugestehen, daß er „treu wie Gold“ (S. 91) ist. — Moralisierend und ästhetisierend läßt sich germanischer Glaube nicht begreifen. Wir sind im Gegensatz zu Tögel der Meinung, daß Germanenfunde auf keinen Fall eine Art Lückenbüßer für „unsere so viel höhere Geistreligion“ (S. 122) sein kann. Tögel hat nicht verstanden, daß der Glaube

der Vorzeit allein in Sinnbild und Mythos wurzelt, denen jegliche „Geistreligion“ notwendig als Todfeind gegenüberstehen muß.

Hans Bauer.

Deutsche Bekenntnisse, Schulungsbücher. Widukind Verlag M. Böh, Berlin, 1937. Jedes Heft 0,50 RM.

Sieben erscheinen die ersten neun Hefte der Schulungsreihe „Deutsche Bekenntnisse“, die Aussprüche von Nietzsche, Hölderlin, Schiller, Arndt, Herder, Schopenhauer und Görres enthalten. Diese Zusammenfassung entscheidender Äußerungen bildet ein ungemein wertvolles Arsenal geistiger Waffen für unsere Zeit, die reif ist für endgültige Entscheidungen im Ringen um eine aus germanischem Geist geborene Lebensfrömmigkeit. Die „Deutschen Bekenntnisse“ wollen an ihrem Teil mitwirken an der Befreiung der deutschen Seele von allen Fremdeinflüssen. Sie gehören in die Hand aller Lernenden und Lehrenden.

Übrigens insbesondere die Hefte Arndt, Herder und Görres bringen viele Aussprüche, die dem Volkstumsforscher wertvollste Anregung zu geben vermögen. Hier liegen Äußerungen vor zu Fragen, mit denen gerade die jüngste Volkskundewissenschaft sich

beschäftigt hat. Man wird überrascht sein, wie klar und tief die längst gegebenen Antworten sind, die in beschämender Weise bis heute fast unbekannt und unbeachtet blieben.

R. Enke.

Jan de Vries, Altgermanische Religionsgeschichte I. Bln. 1935, Verlag de Gruyter, 335 Seiten.

Das Buch von de Vries tritt in Pauls Grundriß der germanischen Philologie an Stelle der „Germanischen Mythologie“ von Mogk. Es ist für den Forscher unentbehrlich wegen der genauen Quellenangaben und Schrifttumsnachweise. Das vorangestellte bibliographische Verzeichnis umfaßt 36 Seiten. Als zuverlässige Zusammenfassung der neueren Forschungen ist das Buch von de Vries sehr willkommen. Bemerkenswert muß, daß das Kapitel über „Das volkstümliche Material“ nicht befriedigt. Da heißt es auf Seite 278, daß Karl Weisens Mikolautsbuch „Lobende Erwähnung“ verdiene. Es ist sehr bedauerlich, daß ein Gelehrter wie de Vries sich von einem literarischen Tendenzwort, das die gesamte wissenschaftliche Volkskunde ablehnt (Wolfram, Kriß, Höfler usw.), beeindrucken ließ.

Dr. Otto Guth.

Zeitschriftenchau

Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. 13. Jahrgang, Heft III, 1937.

Walter von Stolar, Mikroskop und Reagenzglas. Von Stolar weist daraufhin, daß „der erste, der das Mikroskop gleichwertig neben dem Spaten bei Grabungen angewandt wissen wollte“, Prof. Dr. Retolitzki, Czernowitz, war. Er macht sodann Ausführungen, die den Ausgräbern Wege zeigen sollen, wie sie bei Berücksichtigung der chemischen Methoden zu verfahren haben. Jeden Ausgräber wird die übersichtliche Anleitung von Stolar, die zugleich eine Antwort auf viele Anfragen ist, begrüßen und beherzigen.

Werner Neugebauer, Ein wilkigisches Gräberfeld in Elbing. A. berichtet über die Freilegung von Gräbern, deren Funde ins 8. bis 10. Jahrhundert zu setzen sind und die wahrscheinlich von Wikingern aus Gotland herkommen. Die Elbinger Funde sind für die Erkenntnis der frühen

Wikingerzeit Westpreußens von großer Bedeutung.

Mannus, 29. Jahrgang, 1937, Heft II. P. Grimm, Baalberger Kultur in Mitteldeutschland; R. Waller, Der Ursprung der sächsischen Fenstergefäße der Völkerwanderungszeit. S. Ohlhaber, Großsteingräber und Grabhügel in Gläuben und Brauch. R. Müller, Die astronomische Bedeutung des Kriemhildensuhls bei Dürtheim. Unter den Beiträgen des neuen Heftes sind von besonderer Bedeutung die Arbeiten von Ohlhaber und Müller. Ohlhaber bringt in seiner umfangreichen Studie den Nachweis, daß entgegen irrigen Darlegungen von volkstümlicher Seite manche deutschen Volksagen weit in vorgeschichtliche Zeit zurückreichende Erinnerungen bewahren. Die gründliche Arbeit dürfte sowohl den Vorgehenslern wie den Volkskundlern wesentliche Anregungen bringen. Die Arbeit von R. Müller ist ein

neuer wichtiger Beitrag zur Ortungsfor-
schung.

Schwarzes Korps, Mai 1937, Folge 20/21
Kampfgemeinschaften. 1. Altarische Krieger-
bünde, 2. Der germanische Kampfbund. Diese
Aufsätze, die in den Juni-Nummern fort-
gesetzt werden, führen in ausgezeichneter
Weise in den Sinn und die Geschichte der
indogermanischen Kriegerbünde ein. „Fast
bei allen arischen Völkern ist in irgendeiner
Form der kriegerische Kampfbund als uralte
Einrichtung belegbar.“ Erst vor kurzem hat
„einer der besten Kenner unserer Mytholo-
gie“, D. Höfler, diese Kriegerbünde im ger-
manischen Altertum nachgewiesen und ge-
zeigt, daß sie in der ganzen deutschen Ge-
schichte in verwandelter Form fortbestanden
haben. Bei allen Indogermanen haben diese
Bünde im Kult eine wichtige Rolle gespielt.

Landvolk im Sattel, II. Jahrg. Heft 9,
Berlin, 2. Mai 1937. **Rückzüchtung des alt-
deutschen Waldwildpferdes in München.**
Zur ursprünglichen Tierwelt Europas ge-
hörten auch Wildpferde. Drei Wildpferd-
arten lassen sich unterscheiden, ein großes
Wildpferd der Niederrheingegend, von dem
die niederrheinischen und belgischen Pferde,
sowie die schweren norischen Pferde Bayerns
und Österreichs abstammen. Ferner ein röt-
liches Steppenwildpferd, das in Innerasien
bis in die Gegenwart als Wildpferd erhal-
ten blieb. Vor allem aber das graue Wald-
wildpferd, das wir als das Wildpferd der
Germanen bezeichnen können. Unterseite und
Maul sind weiß, Mähne und Schwanz dun-
kel und über den Rücken zieht sich von Mähne
zu Schwanz ein dunkler Streifen, der soge-
nannte Alaltrich. Im Gegensatz zu den Haus-
pferden sind Wildpferde immer gleich gefärbt.

„Es gibt verschiedene zahme Pferderassen,
welche die Erbmasse des Waldwildpferdes
noch ziemlich rein bewahrt haben. So leben
heute noch im Osten Europas, in Polen,
Litauen und Rußland, ferner in Schweden
und auf Gotland Pferde, die vom Wald-
wildpferde abstammen und seine Erbmasse
noch fast ungetrennt enthalten. Auch in Nor-
wegen und Island gibt es noch solche halb-
großen, vom Waldwildpferd abstammenden
Pferde. Ebenso gehören manche Rassen der
britischen Inseln dazu. In Deutschland sin-
det man diese Erbmasse des Waldwildpfer-
des noch in den Herden des Wildgestütes des
Herzogs von Croÿ in Dülmen bei West-
falen.“ Dr. Heinz Ged vom Münchner Tier-
park hat den ausgestorbenen Auerochsen, den
Ur der Germanen, wieder zurückgezüchtet.

Ebenso hat er aus verschiedenen kleinen
Pferderassen das germanische Waldwildpferd
wieder herausgezüchtet. „Bereits im Jahre
1933 gelang es hier ein Stutfohlen zu züch-
ten, das im Aussehen dem grauen Wald-
wildpferd sehr ähnlich war. Inzwischen sind
noch zwei gleiche Stuten gezüchtet worden,
so daß man im Münchener Tierpark schon
heute wieder Pferde sehen kann, welche die
gleiche Farbe und Gestalt aufweisen, wie
sie das altgermanische Waldwildpferd gezeigt
hat. Direktor Ged, der Leiter des Tierpar-
kes Hellabrunn, ist davon überzeugt, daß es
gelingt, wieder Pferde zu züchten, die dem
deutschen Waldwildpferd, das im Leben
unserer Vorfahren eine so große Rolle
spielte, genau gleicht.“

**De Wolsangel, Nr. 13, Juni 1937, Strijd-
blad voor Nederlandsch Volksbewustzijn.** Der
Zeittausatz beschäftigt sich mit dem „Pferd
in unserem Volksleben“. Er un-
terrichtet gut über die Pferderassen der Ger-
manen, ihre Pferdezucht und das Roß im
Kult (die Roß- und Wagenrennen, das
Pferdeopfermahl, das kirchliche Verbot des
Pferdefleischessens). Unter den Abbildungen
zu diesem Aufsatz finden wir das weiße Roß
über der Tür eines holländischen Hauses.
Von den weiteren Aufsätzen seien die Mit-
teilungen über „Heilige Linien in Holland“
hervorgehoben, die die Ausführungen der
Aprilnummer fortsetzen.

Deutschmährisch-schlesische Heimat, 23. Jg.,
1937, Heft III—IV. Dr. Herbert Wei-
nelt, Befestigte Kirchen in Mähren. „So
gut wie unbeachtet von der Wissenschaft und
Heimatsforschung sind die mährischen Wehr-
kirchen geblieben ... In der Kirchenseife,
im besetzten Kirchenhof, lebt eine uralte
Tradition fort: die der indogermanischen
und germanischen Volksburg. So wie in
vorgeschrittener Zeit ein Stamm bei nahe-
der Gefahr in dem umwallten Platz Schutz
suchte, so flüchtete in Zeiten der Not im
Mittelalter die Dorfschaft in ihre feste Kirche
und ihren besetzten Kirchenhof und vertei-
digte dort ihre wertvollste Habe.“

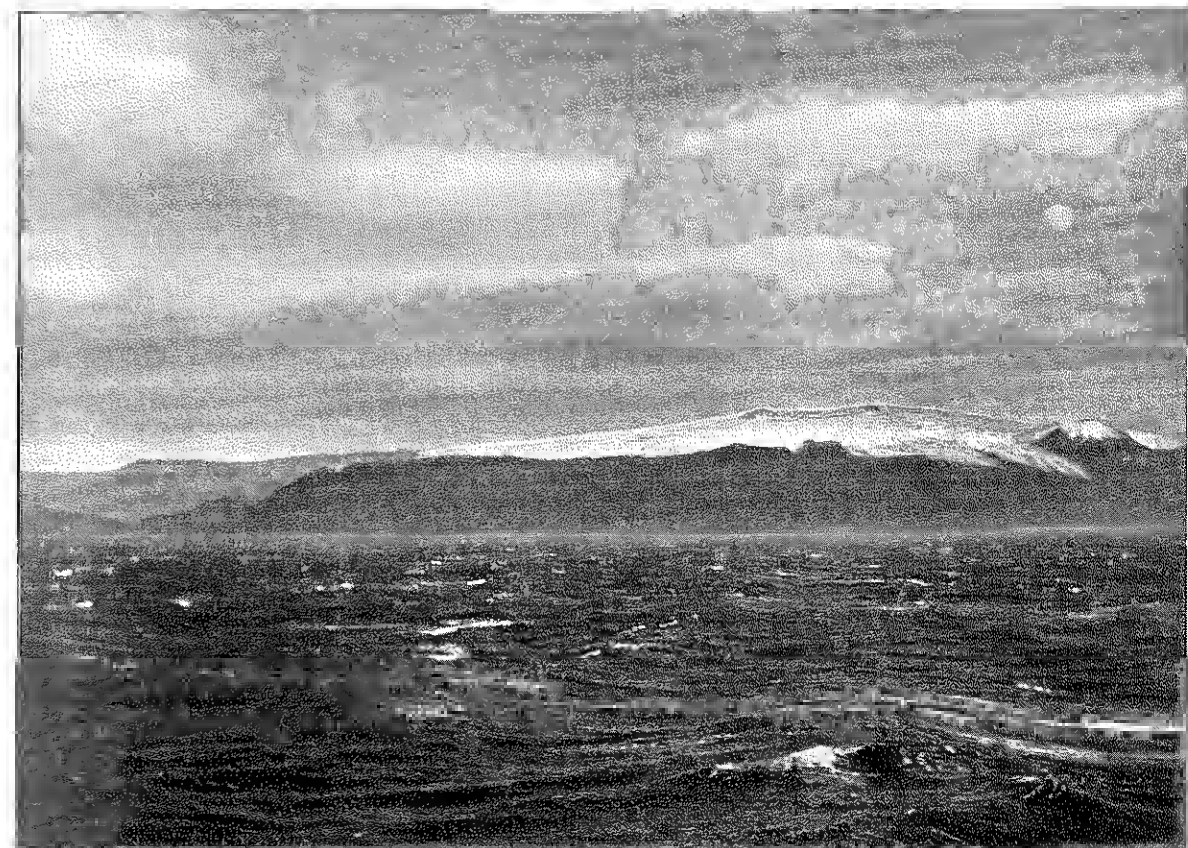
Weinelt berichtet über einige Kirchenbur-
gen, bringt Grundrisse und Bilder und teilt
mit, was bisher über die Baugeschichte be-
kannt ist. Er schließt seine Arbeit mit einem
Ausruf an die mährisch-schlesische Heimat-
forschung, „den besetzten Kirchen erhöhte
Aufmerksamkeit zuzuwenden, um den unbe-
dingt notwendigen kulturgeographischen Ar-
beiten das nötige Material bereitzustellen.“
Dr. D. Gutth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet.
Schriftleiter: Dr. Otto Plafmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin
Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: A. F. Kochler, Leipzig O 1. Printed in Germany.
224

Leipzig, August 1937

Seit 8

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt
Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin
Vorstandender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler
Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. D. Pfaffmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV
Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hiltedamm 12

9. Jahrgang, Heft 8

Inhalt

- | | |
|--|---|
| Zur Erkenntnis deutschen Wesens: Die
Urkunde des Himmels. Von Otto Sig-
fried Reuter..... 225 | Der Schlitten im Brauchtum. Von
Friedrich Mößinger 247 |
| Runen in Amerika. V. Wolfgang Krause 231 | Geschichtliche Weibeskunde in Quedlin-
burg 251 |
| Rasse und Gesittung der Kanariier. Nach
Franz v. Vöher, zusammengestellt von
Otto Huth 236 | Die Bächerwaage 253 |
| Zum Wittkindstein. Einführung in die
Fragestellung. Von Edmund Weber 243 | Sieb und Stich 254 |
| | Zeitschriftenschau 255 |
| | Mitteilung 256 |

Das Umschlagbild zeigt die stürmische und unwirkliche Südküste der Insel Island.
Als erste Zeichen leuchten dem Schiffer die weißen Gletschermassen des größten europäischen Gletschers
„Vatna Jokull“ entgegen. (Kunst. H. Schleib, Hamburg.)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede
Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM
zugänglich Zustellgebühr

Postcheckkonto Germanien, Monatshefte für Vor-
geschichte, Leipzig, Postcheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer
zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu
richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den
Verlag R. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr.
J. D. Pfaffmann, Berlin D 27, Raupachstr. 9 IV
zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung,
Hiltedamm 12. Für unverlangt eingehende
Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen.
Rückgebühren sind stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag,
Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

R. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937

August

Heft 8

Zur Erkenntnis deutschen Wesens

Die Urkunde des Himmels

Dem menschlichen Herzen hat ehemals der Himmel nahegestanden. Unsere Gegenwart kennt ihn kaum noch. Er war ehemals ein offenes Geheimnis, heute ist er verschlossen. Uhr, Kompaß und gedruckter Kalender werden von den Fachgelehrten in Verbindung mit den himmlischen Erscheinungen gehalten, und damit entfällt für den Bürger, besonders den Großstädter, jeder Anreiz, sich mit einem Gegenstande zu befassen, dessen Geheimnisse man in der Tasche trägt. Glaubte man früher wohl von den alten Völkern sagen zu dürfen, daß die Himmelsskunde in den Händen einer Priesterkaste gelegen habe, wie es zum Beispiel Cäsar von den keltischen Druiden, die astrologische Theorie von den Babyloniern bezeugt, so darf man heute bei der oft beispiellosen Unwissenheit angesichts unserer wahrhaft glänzenden Umgebung noch weit eher sagen, daß die Himmelsskunde zu einer dem modernen Asphaltmenschen unzugänglichen Geheimwissenschaft herabgesunken ist.

Aber auch heute führt von jenem großen Worte Kants, das dem gestirnten Himmel die gleiche immer neue Bewunderung zuerkennen will wie dem moralischen Gesetze in uns, eine unmittelbare, unsterbliche Brücke mitten in unsere Gegenwart; mitten in die Natur hinein, unter die große Stille der Sterne tritt die lebensbereite deutsche Jugend mit dem bewegenden Worte ihres Führers:

„Was zweifelst du? Dort oben stehen Sterne!
Solange sie leuchten, gibt es einen Gott.
Den Tapsen nah, den Feigen furchtbar ferne,
Zeigt er den Weg trotz Schächer und Schasott!
Was zweifelst du? Wenn wir die Hände heben,
Gibt's keine Macht, die von der Freiheit trennt!
Wir sind das Schicksal und wir sind das Leben,
Und unsre Fahne ist das Firmament!“

Die kleine Erde, ein bescheidener Stern, schwebt scheinbar mitten im Himmel, rings umgeben von Unendlichkeiten, aus denen größere Welten grüßen. Weltbild und Glaubensbild

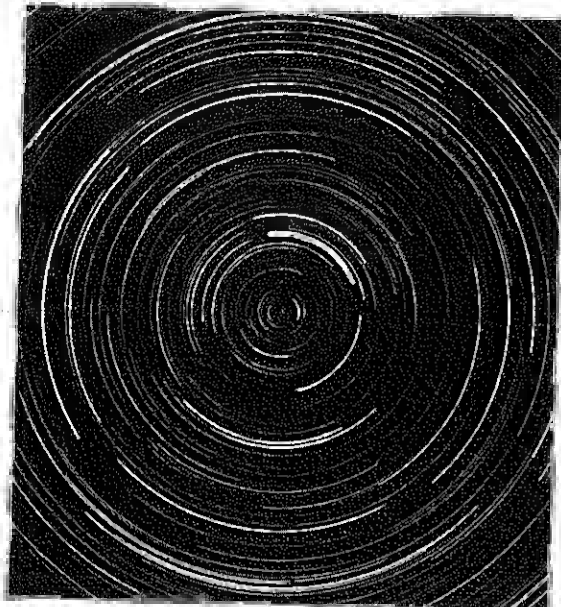


Abb. 1. Die Himmelstafel um den Stamm der „Weltsche“-Erminful. Das Tafelbild „Wirbelfeld“ der Edda. Fünfstündige Aufnahme des nördlichen Himmels; Sternwarte Königsstuhl bei Heidelberg.

begegnen sich in der Menschenbrust. Und doch bleibt die Frage, ob dies nur eine moderne Betrachtungs- und Gefühlsweise sei, die mit dem Freiheitsgefühl des großen Dichters wähnt, vom Himmel sich die ewigen Rechte herabholen zu müssen, die auf dieser Erde mangeln. Es bleibt die Frage, ob der frühere Mensch den Himmel überhaupt gesehen habe.

Es erschien wichtig, allen und jeden Spuren nachzugehen, um zu erfahren, was wenigstens die germanischen Stämme in der vorchristlichen und vorgeschichtlichen Zeit an Beobachtung und Erfahrung der himmlischen Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten besaßen und nutzten, sei es in der Richtungsbestimmung, in der Hochseefahrt und in der Zeitrechnung, sei es auch nur in der Auszierung des gestirnten Gewölbes über uns mit Bildern von eigener Art und Bedeutung. Die Aufgabe war um so wichtiger, als gerade die Beschäftigung mit den Himmelserscheinungen immer als ein Prüfstein für die gesamte Geisteshaltung eines Stammes gegolten hat. Bei dem scheinbaren Versagen der Quellen hatte es nicht an Hohn und Spott über eine angebliche Barbarei unseres Altertums gefehlt, denen eine mehr oder minder ausgesprochene Tendenz zugrunde lag. Was eine eindringlichere Durchsicht der Quellen und die Beibringung und Ausnutzung neuer Hilfsverfahren an „Germanischer Himmelskunde“ vorgefunden haben, hat im Laufe von zweieinhalb Jahren die Feuerprobe der sachmännischen Kritik im In- und Auslande¹ bestanden. In wie lebendiger Beziehung aber ehemals die germanische Glaubenswelt sich dem Himmelsanblicke verbunden fühlte, das gehört in den großen Zusammenhang von „Astronomie und Mythologie“, den ich schon 1925² dargelegt habe.

Die vielberühmten 346 Sterne und Sternbilder freilich, die um 550 Jordanes, aus seinem römischen Gewährsmann schöpfend, der gotischen Himmelskunde beilegte, die noch 1932 E. Zinner zwar nicht den Goten, so doch den Eten zubilligen wollte, gehören nicht der germanischen Himmelskunde an, da diese Zahl, wie ich nachwies, der Großen Syntaxis des Claudius Ptolemäus entnommen ist (Germ. Himmelsk. S. 177 ff.). Dafür ist es aber gelungen, aus den zum Teil recht entlegenen Quellen noch etwa 15 Namen von Sternen und Sternbildern zu gewinnen und ihre Stellung am Himmel mit einiger Sicherheit zu bestimmen.

Merkwürdigerweise ist von den Planeten kein Name überliefert, obgleich doch diese

¹ Vgl. zuletzt noch: Hist. Zeitschr., 1937, Heft 1; Archiv für nordisk filologi, 1937 S. 94 ff. (Evens!) Hist. Tidsskrift, 1937 S. 25 ff. u. a.

² Vortrag gehalten in der Ges. f. Deutsche Vorgeschichte in Berlin, 1. Dezember 1925; vgl. Mannus 18 (1926), 33 ff.

hellsten und auffälligsten aller Sterne auch von den Germanen genannt und benannt worden sein müssen. Die merkwürdigen Schleifenbewegungen scheinen auf Island aber wenigstens dem Mars den Namen des Vorwärts- und Zurückwandernden verschafft zu haben. Bedenken wir, daß auf Island bald nach der Annahme des Christentums im Jahre 1000 die heidnischen Wochentagsnamen durch die kirchlichen feriae ersetzt werden mußten, so finden wir wohl mit Recht auch in dem allgemeinen Fehlen aller germanischen Planetennamen eine Spur der Zerstörung der heidnischen Überlieferung.

Die Namen der Fixsterne sind aus altdeutschen, angelsächsischen und altnordischen Quellen beigebracht, Quellen also, die geschichtlich und schrifttümlich unabhängig von einander sind. Und doch treten die aus so verschiedenen Orten herbeigetragenen Sternbildnamen sofort und durch sich selbst in einen deutlichen Zusammenhang. Sicher ist die Zahl der Bilder und Namen ursprünglich bedeutend größer gewesen. Aber der Bedeutungszusammenhang könnte, auch wenn wir alle verlorenen Bilder besäßen, nicht stärker hervortreten. Sehen wir von rein himmelskundlichen Namen wie Zeitstern, Tag-, Süd- und ähnlichen ab, so sind sämtliche anderen Bilder der großen germanischen Göttersage entnommen. Dies gilt für den angelsächsischen Namen Tir des Zeitgestirns, am Himmelspol also, der doch wohl den nordischen Tyr, die Himmels- und Kriegsgottheit im germanischen Gebiete, meint, der nach der eddischen Erzählung als einziger seine Hand dem Rachen des gefesselten Urwolfs Fenrir anvertraut und sie verliert. So hat in Deutschland mindestens seit dem 5. Jahrhundert die Milchstraße ihren Namen von dem Helben Fring, Fringsweg, erhalten, hinter dem Jacob Grimm wohl mit Recht den alten Wodan vermutete. Trägt doch derselbe Sternentweg später den Namen Friminfstraße und auch Wodansweg selbst scheint nicht ungebrauchlich gewesen zu sein. Der angelsächsische Karls- und der Große Wagen trägt im Norden den gleichen Namen; ausdrücklich bezeichnet noch in der älteren Edda das altnordische Karlr den höchsten Gott, Odin, und noch im 14. Jahrhundert nennt man den Großen Wagen ausdrücklich den Wodanswagen.

Und so sind die meisten der wiederaufgefundenen germanischen Gestirnnamen mythologischen Gehalts. Gerade das deutsche Zeugnis vom Fringsweg beweist, daß die Art der Benennung der Gestirne aus der Göttersage wirklich alt und gemeingermanisch ist. Sie unterscheidet sich beispielsweise von der chi-

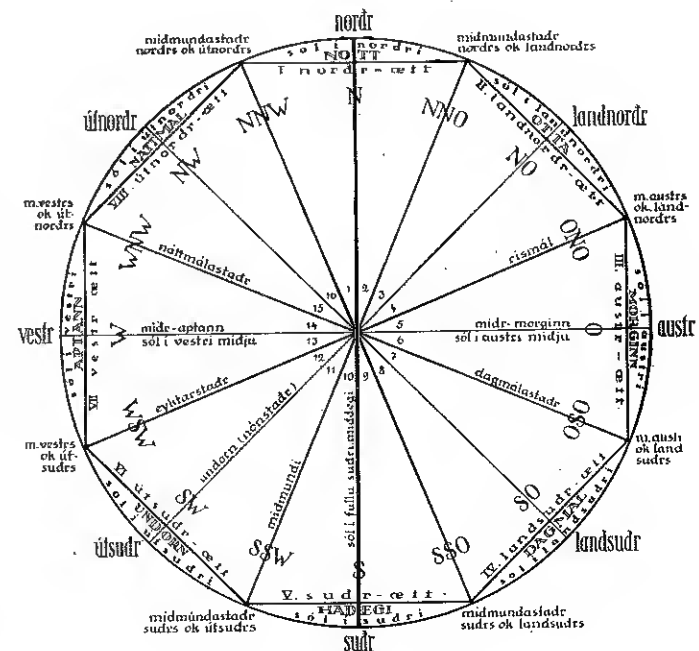


Abb. 2. Mettir und Gyltir. Die altnordische Teilung des Himmelsrandes und der Zeit nach dem Gestirngang über den Himmelsrichtungen.

nefischen und arabischen mythenlosen Sphära. Und um die Echtheit des Befundes noch näher zu bezeugen, so besetzen diese aus den verstreuten Quellen weit entfernt voneinander aufgefundenen germanischen Sternbildnamen von den Plejaden bis zum Sirius einen engen Himmelsausschnitt von noch nicht 50 Grad, kaum mehr als ein Achtel des gesamten Himmelskreises. Auf diesem Raum standen sie so nahe beieinander, daß, wenn etwa Friggs Rode in Süd stand, alle diese herrlichen Bilder der Göttersage gleichzeitig den Winterhimmel zierten. Das scheint aber zu bedeuten, daß sie in einem erzählenden und wohl gar, der Art der Sage gemäß, in einem dramatischen Zusammenhange standen.

Die Edda erzählt von der Brut des Urwolfs Fenrir, die immerdar hinter Sonne und Mond her sei, um sie zu verschlingen. Ist es ein Zufall, daß eines der bestbezeugten Sternbilder, der (Kleine) Wolfsrachen (Hyaden) um jene Jahrhunderte unmittelbar an der scheinbaren Himmelsbahn der Sonne und des Mondes stand und nahezu heute noch steht? Ein anderes Bild eines Wolfsrachen soll aber vom Sternbild der Andromeda nach der Milchstraße zu liegen. Nach der eddischen Schilderung strömen aus des gefesselten Fenrir gewaltigem Rachen zwei Geiserströme, Wan und Wil, und in der Tat spaltet sich inmitten des mächtigen Halbrunds von hellen Sternen, das sich zwischen den beiden Kiefern, Andromeda und Schwan, fast sternleer öffnet, das wir also den Großen Wolfsrachen (im Gegensatz zu dem Kleinen im Bilde der Hyaden) nennen werden, die Milchstraße in die beiden hellen Ströme; und, um die Übereinstimmung zwischen Himmelsanblick und Edda vollkommen zu machen: der gewaltige Rachen, besonders im Herbst ein Bild von erschütternder Größe, wendet sich gerade gegen den Göttersitz, den Himmelsdrehpunkt, gegen das Nordgestirn des angelsächsischen Nünenliedes, das uns den Namen des Himmelsgottes Tyr überliefert, der als einziger Ase den Mut besaß, dem Urwolfe als Bürgschaft die Rechte in den geisernden Rachen zu strecken.

Die Übereinstimmung zwischen der Erzählung der Edda einerseits und dem Himmelsanblick andererseits ist so auffallend, daß ein Zufall ausgeschlossen erscheint. Aber noch andere Bilder treten herzu und vollenden das große Weltallsdrama, das uns in dem allstündlich drohenden Endkampfe zwischen Göttern und Riesen, d. i. den Schöpfungs- und den Zerstörungsmächten in der Göttersage, geschildert wird. Löst sich mit hereinbrechendem Winter das Herbststernbild des Großen Wolfsrachen von seiner Stellung am Osthimmel, dann erreicht in der Mitte der dunkelsten, der Wintersonnwendnacht, in den Breiten Islands und Norwegens ganz niedrig über dem Himmelrand im Südpunkte, der flackernde Sirius den Fuß der Milchstraße, der Ase nördliche. So jung die Überlieferung des 18. Jahrhunderts scheint, so trifft sie doch in das Gefüge der älteren Sternbildbezeugungen sonderbar treffend ein. Es ist danach Lohs Brand, der die Götterbrücke betritt, da überdies eine altisländische Glosse dem „Vorhund“, der dem Sirius voranschreitet, den Namen

des Fackelschwingers beigelegt hat. Auf der Götterbrücke selbst aber, in unserem Bilde des Fuhrmanns, hat sich Des Ase n Kampf be-

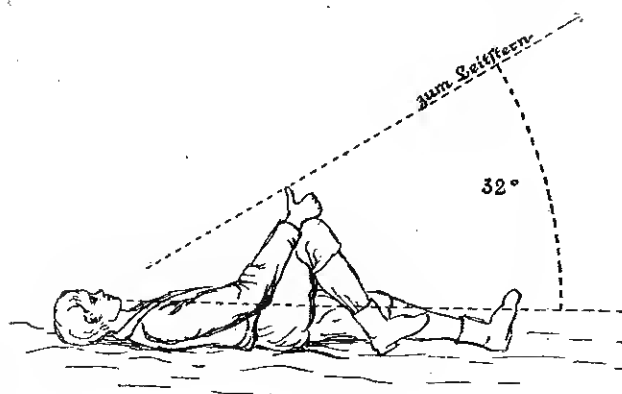


Abb. 3. Vollständige Polhöhenmessung im alten Norden aus der Rückenlage zur Gewinnung eines künstlichen Horizontes.

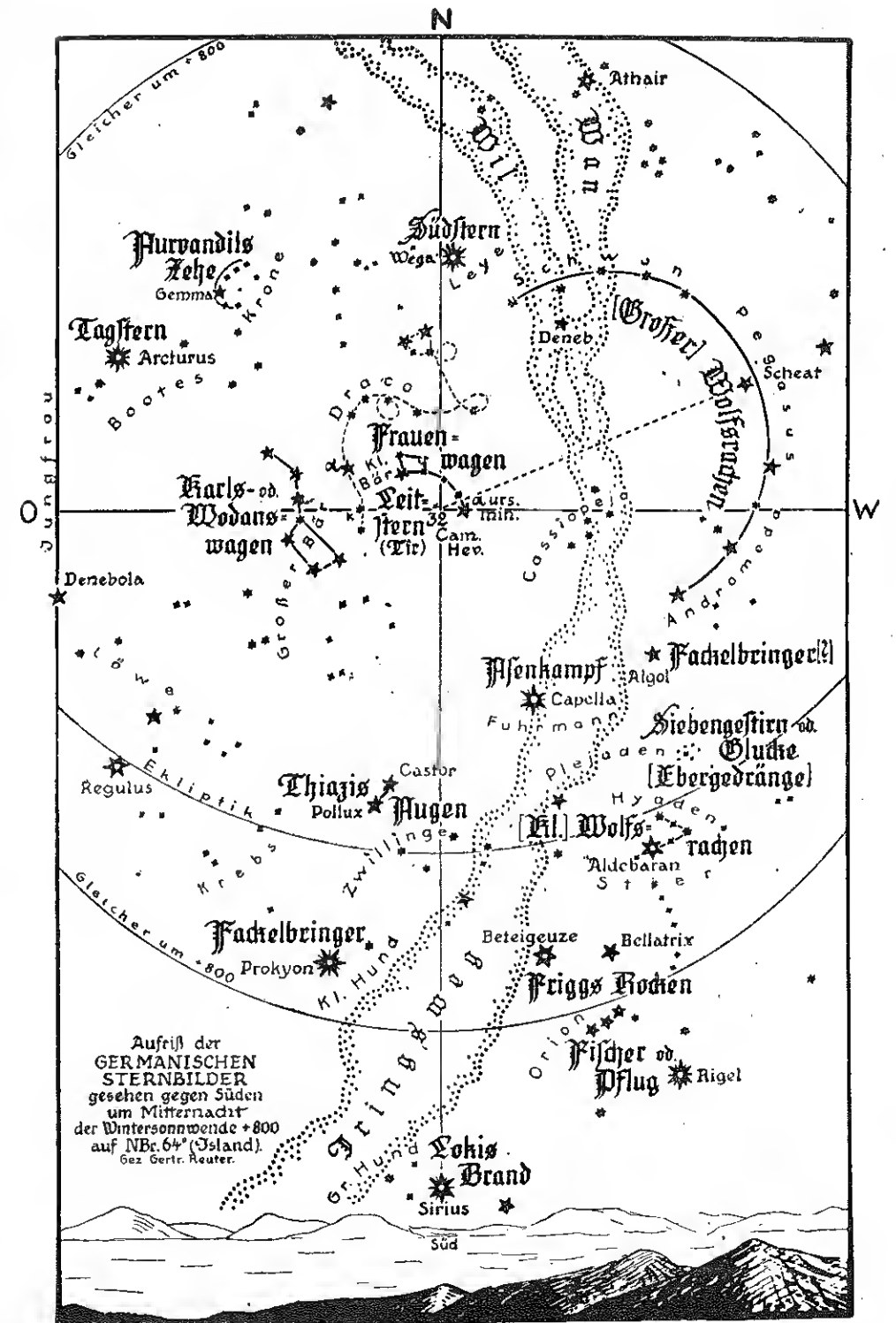


Abbildung 4

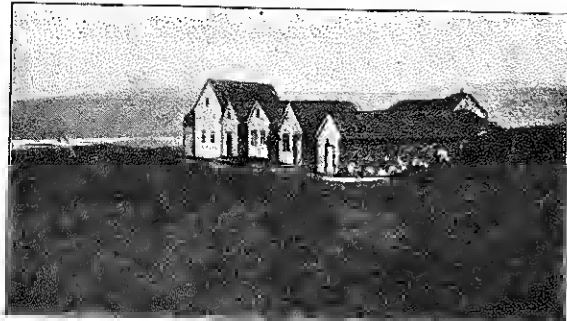


Abb. 5. Der Wohnsitz des Stern-*Oddi* im Ausgang des 10. Jahrhunderts. Das heutige Gehöft *Muli* in *Nordisland*, gesehen von Südwest

reits entwickelt; ist es doch nach der *Edda* *Odin*, der an der Spitze der Einheerer dem die *Afenbrücke* heraufstürmenden *Todfeinde* im *Goldhelm* begegnen soll.

Nach der *Edda* freilich mußte der *Sirius* den Namen „*Surt's Brand*“ tragen; aber gerade eine solche Unstimmigkeit bezeugt, daß der Sternhimmel keine gelehrte Angelegenheit, sondern eine Volksschrift des Glaubens trug.

Wir können vermuten, daß diese Bilder im eddischen Zeitalter, zum Teil lange vor der um 930 beginnenden *Saga*-zeit, an den Himmel gesetzt sind. Wahrscheinlich noch in *Norwegen*. Der älteste uns durch Strophen bekannte *Stalbe* *Bragi* dichtete um 825 in *Norwegen* von *Thor*, dem Himmels-gott:

der entporgeworfen zum weiten Himmel
über alles Volkes Sitz die Augen
des Vaters der *Stadi*.

Es sind die Augen *Thiazis*, die *Thor* auch nach dem *Harbarðslæde* der *Edda* als „größtes Merkzeichen seiner Werke“ an den Himmel geworfen hatte, ein Zeichen, das in der jüngeren *Edda* *Snorri* ausdrücklich 2 Sternen gleichsetzt, unter denen wir wohl die „*Zwillinge*“ erkennen dürfen. Die Söhne der Menschen, das ist des Gottes Ziel, sollen sich an des Gottes Taten erinnern.

Wir erkennen, daß die Sitte der Auszierung des Sternhimmels mit Göttersagen in das norwegische, vorisländische Altertum zurückreicht, gleichzeitig die angelsächsische und südgermanische Sitte bezeugend. Es ist das Zeitalter *Norwegens*, in dem der von den *Norwegern* zum Einheerer erhobene bedeutendste *Stalbe* *Bragi* den alten Landesgott *Thor* schon als *Odins* Sohn bezeichnet, *Odin* selbst aber den Menschenvater nennt und sich selbst als *Odins* Skalde rühmt. Scheint doch schon damals, bezeugt auch durch den halogaländischen Skalden *Thjodolf von Hvin* aus demselben 9. Jahrhundert, also wiederum in vorisländischer Zeit, das Gesamtgefüge der eddischen Göttersage von den Skalden nicht erfunden, sondern aus der volkstümlichen Dichtung der *Thulir* übernommen zu sein.

Nach allem ist das Verfahren der Verstärkung der Göttersage in der Namengebung vorisländisch, im Wesen gemeingermanisch. Dieser Schluß aber tritt zu der gleichzeitigen großen Überlieferung *Altasachsens* von der Verehrung der *Erminisul* als eines Abbildes der Weltsäule, die gleichsam alles trägt. Es sind große kosmische Bilder, in denen sich der höhere Glaube der Germanen spiegelt. Die großen Vorstellungen von *Odin* als dem Menschenvater (*aldr födr*) bei *Bragi* und dem Welt-herrn (*solbar drottinn*) bei *Thjodolf* im *Nordnorwegen* des 9. Jahrhunderts können also auch dieserhalb unmöglich erst von den Skalden erdichtet sein. Beim ersten Auftauchen der vorisländischen skaldischen Dichtung ist auch das Verhältnis zwischen *Odin* und *Loki* und damit das Sagengefüge im wesentlichen bereits das-selbe wie in der trümmern Edda. Die *Isländer*saga kennt den Weltbaum nicht mehr. Die Göttersternbilder aber spiegeln echtes Heidentum.

Das Germanentum kannte keinen Gestirnsdienst, keine Astrologie babylonischer Prägung.

Aber auch diejenigen kommen nicht auf ihre Kosten, die in den neu aufgefundenen Sternbildern den Grund und Anlaß der Göttersagen sehen wollen. Anders wie in *Babylon*, wo die Sterne als Offenbarungen der Götter galten, lebten die germanischen Gottwesen als Weltallsmächte unsichtbar; sie waren es, die, gänzlich undämonisch, auch die Welt der Sterne „setzten“ und den Himmel „hochzimmerten“. Die Götterdreieit, unter deren Walten die *Altasachsen* durch 33 Jahre der stärksten Militärmacht Europas widerstanden, war, wenn auch ihre Namen verfallen, vom Range der Ewigkeit.

Von jenem Glauben zeugt heute noch der Himmel; er kündigt in gewaltigen Bildern noch heute die Großtaten der Himmlischen, kündigt aber auch die Urdrohung, die aller Schöpfung von den Mächten der Zerstörung gesetzt ist, und fordert uranfänglich den hingebenden Kampf der Tapferen unter des Gottes wissender und begeisternder Führung. Er ist die Urkunde nicht eines vergänglichsten Dichtertraums, sondern eines, allen Bildern, Namen und Vergänglichkeiten überlegenen ewigen Glaubens¹.

Otto Sigfrid Reuter.

Runen in Amerika

Von Wolfgang Krause

Am Hafen von *Boston* erhebt sich ein Standbild *Leif Ericssons*, der als erster Europäer, auf einer Fahrt von *Norwegen* nach *Grönland* vom Sturm verschlagen, im Jahre 1000 nordamerikanischen Boden betreten hat. Daß es gerade die Gegend der späteren Stadt *Boston* war, läßt sich leider nicht erweisen, ist jedoch keineswegs ausgeschlossen.

Daß die Entdeckung *Leifs* und die anschließenden Vinlandfahrten von *Isländern* und *Grönländern* nicht nur die Köpfe amerikanischer Gelehrter, sondern auch die Phantasie anderer Bürger der Vereinigten Staaten beschäftigte, ist nur allzu verständlich. Der erstgenannten Gruppe verdanken wir ausgezeichnete wissenschaftliche Abhandlungen über die mancherlei strittigen Fragen der Vinlandreisen des 11. Jahrhunderts, der zweiten Gruppe dagegen die amerikanischen Runen.

So fand sich auf einer kleinen Insel in *Marthas Vineyard* zwischen *Nap Cod* und *Long Island* ein Stein mit Runen, die von *Leif Ericsson*s Anwesenheit hier berichteten und leichtlich als Nachwerk unseres Jahrhunderts erkannt wurden². Hierüber ist also kein Wort mehr zu verlieren.

Ganz anders steht es dagegen mit der berühmten Runeninschrift von *Kensington* in *West-Minnesota*, also im innersten Herzen *Nordamerikas*. Seit dem Erscheinen von *Hjalmar A. Holands* 316 Seiten starkem Buch „*The Kensington Stone*“ (*Ephraim*, Wis. 1932) geistert diese Inschrift besonders in deutschen Zeitungen und sogar wissenschaftlichen Zeitschriften in immer stärkerem Maße herum. Es sei mir aber gestattet, vom Standpunkt des Runen- und Sprachforschers zu dieser Runeninschrift Stellung zu nehmen.

Als der Farmer *Olof Ohman*, seit 1891 ansässig in dem Dorf *Kensington*, *Douglas County*, *Minnesota*, im August 1898 beim Urbarmachen von Land eine Espe ausroden wollte, entdeckte er, von den zwei Hauptwurzeln des Baumes fest umklammert, eine 91 Kilogramm schwere Steinplatte, die auf drei Fünfsteln der einen Breitseite und den anschließenden drei Fünfsteln der benachbarten Seitenfläche eine lange Inschrift in Runen aufwies. Der Stein wurde alsbald Herrn Professor *Breda* von der *University of Minnesota* zur Untersuchung überliefert, der die Inschrift als Fälschung erklärte, worauf der

¹ Abb. 1–3 und 5 zu diesem Aufsatz wurden entnommen aus des Verfassers „*Germanischer Himmelskunde*“, Verlag F. F. Lehmann, München; Abb. 4 stammt aus dem Werk „*Der Himmel über den Germanen*“, Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf., München.

² Vgl. A. W. Brögger, *Norsk Geografisk Tidsskrift* 6, 76.

Stein seinem Entdecker Ohman wieder zugestellt wurde, der ihn nunmehr als Schwelle vor seiner Scheune verwandte mit der Hauptseitenfläche nach unten, während die Schmalseite mit Runen nach vorn wies. Dort also lag der Stein, bis ihn im Jahre 1907 Sjalmar R. Holand wieder entdeckte, mit Einwilligung Ohmans nach Hause schaffte und seine Inschrift eingehend studierte. Bald kam Holand zu dem Ergebnis, daß Professor Bredas Urteil vorschnell und irrig, die Inschrift vielmehr echt sei und aus dem Jahre 1362 stamme. Bereits ein Jahr später (1908) berichtete Holand über seine Ergebnisse in der Zeitschrift „Scandinavian“. In den folgenden Jahren entspann sich nun ein sehr lebhafter Streit zwischen amerikanischen, gelegentlich auch europäischen Forschern um die Echtheit der Inschrift. Holand selbst ließ sich keine Mühe verdrießen, um die Echtheit mit allen Mitteln wissenschaftlicher Beweisführung zu erhärten, und sein nach fünfundzwanzigjähriger Forscherarbeit veröffentlichtes Buch muß in der Tat jedem Leser Hochachtung abnötigen vor der gewaltigen Leistung dieser Untersuchungen. Jedes einzelne Wort und jede einzelne Runenform der Inschrift ist eingehend und unter Heranziehung der Sprach- und Zeichenformen in skandinavischen Urkunden des 14. Jahrhunderts erörtert. Der Fundbericht ist mit Hilfe forstwissenschaftlicher und mineralogischer Gutachten aufs eingehendste nachgeprüft. Alle geschichtlichen und erdkundlichen Möglichkeiten sind erwogen. Funde skandinavischer Waffen des 14. Jahrhunderts im Gebiet von Minnesota sind, mit guten Abbildungen versehen, veröffentlicht. Endlich ist die Glaubwürdigkeit sämtlicher Zeugenaussagen in bezug auf die Inschrift nachgeprüft und durch Abdruck von Briefen und amtlichen Protokollen beglaubigt worden.

Angesichts einer so gewaltigen und in jedem Punkte überredenden Leistung scheint es fast vermessen, noch immer Zweifel an der Echtheit der Runeninschrift von Kensington laut werden zu lassen. Freilich scheinen sich auch die skandinavischen Runenforscher noch nicht von der Echtheit überzeugt zu haben¹.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst den genauen Text der Inschrift in buchstabengetreuer Umschreibung samt wörtlicher Übersetzung. Die ersten neun Reihen stehen auf der Breitseite, die letzten drei Reihen auf der Schmalseite des Steines.

8 göter ok 22 norrmen po
opdagelsefard fro
winland of west wi
hade läger wed 2 skjar en
dags rise norr fro deno sten
wi war ok fiske en dagh äptir

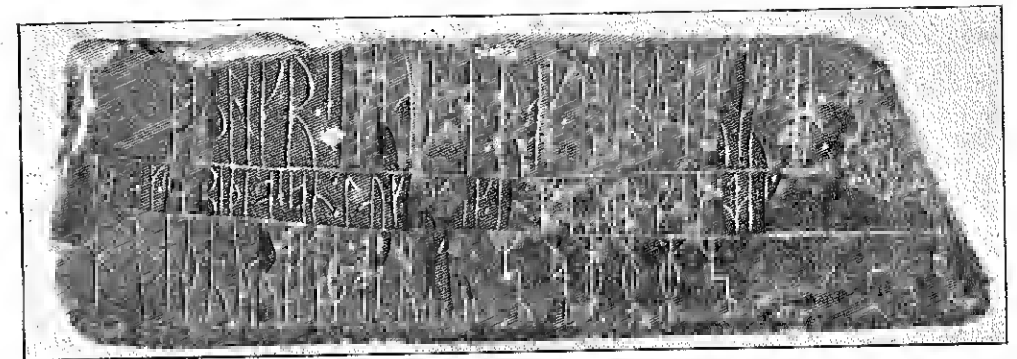
wi kom hem fan 10 man röde
af blod og ded AVM
frælse af illy
har 10 mans we hawet at se
äptir wore skip 14 dagh rise
from deno öh ahr 1362

„8 Götter und 22 Norweger auf Entdeckungsfahrt von Vinland westwärts. Wir hatten (ein) Lager bei 2 Schären eine Tagesreise nördlich von diesem Stein. Wir waren und fischten einen Tag. Nachdem wir heim gekommen waren, fanden (wir) 10 Mann rot von Blut und tot. A(ve) B(irgo) M(aria), befreite von Übel!“

Haben 10 Mann am Meer zu sehen nach unsern Schiffen 14 Tagereisen von dieser Insel. Jahr 1362.“

Schon der Inhalt dieser Inschrift ist im höchsten Grade erstaunlich. Man fragt sich: Wie ist es denkbar, daß im Jahre 1362 ein Trupp von 30 Skandinaviern in das innerste Herz von Nordamerika vorgebrungen sein soll, in eine Gegend, die in der Neuzeit zum erstenmal 1858 vom Fuß eines Weißen betreten wurde (Holand S. 45). Holand nimmt an, daß mit dem „Meer“ der Inschrift die Hudson-Bay gemeint sei, und daß die kühnen Nordleute von dort aus über Land den Nelson River aufwärts bis zum Winnipeg-See und weiter den in diesen See mündenden Red River entlang bis in die Gegend des nachmaligen Dorfes Kensington vorgebrungen seien. Man fragt sich vergeblich, welche

¹ Vgl. E. Noreen in Sydsvenska Dagbladet vom 26. 2. 1932.



Stein von Ringigtorsöat
(Aus Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskab V.)

Absicht diese zwanzig Mann denn zu diesem abenteuerlichen Unternehmen verleitet haben könnte. Holand verweist auf eine Reise, die auf Befehl des Königs Hakon im Jahr 1355 unter der Führung des Norwegers Paul Knutson nach Grönland unternommen wurde, um dort das Christentum in den nordischen Siedlungen wiederherzustellen. Diese Expedition scheint nun erst 1364 heimgekehrt zu sein, und längst haben einige Forscher vermutet, daß Knutson von Grönland aus auch bis Vinland vorgebrungen sei. Nun hat dies im Jahre 1000 von Leif Eriksson entdeckte Vinland sehr wahrscheinlich an der nordamerikanischen Ostküste irgendwo zwischen Neufundland im Norden und Neuschottland im Süden gelegen¹. Man sieht also keinesfalls ein, wie Mitglieder jener Knutson-Expedition in jene innersten Gegenden des Erdteils gelangt sein können. Allein schon der Inhalt der Inschrift muß uns also sehr mißtrauisch stimmen, wenngleich hierin noch kein unbedingter Beweis gegen die Echtheit zu sehen ist, da ja allenfalls mit einem ganz außergewöhnlichen Wagnis gerechnet werden könnte.

Betrachten wir jetzt die Zeichen der Inschrift. Den Grundstock bildet ein Runenalphabet, das wir in der Tat im 14. Jahrhundert auch sonst bezeugt finden. Nun aber weichen mehrere Zeichenformen erheblich von dem Schema ab: Die Runen für a, ä, g und p haben in der Kensington-Inschrift eine einzigartige Form. Der Laut d ist — abweichend von dem sonstigen Gebrauch — nicht durch die punktierte t-Rune, sondern durch die th-Rune wiedergegeben. Endlich sind die Runen für j, k, ö, w und y durch Umbildung mittelalterlicher lateinischer Buchstaben entstanden, wie Holand mit viel Scharfsinn nachgewiesen hat. Holand sucht diese auffallende Tatsache mit der Annahme zu erklären, daß der Runenriker von Kensington dort in der Wildnis und Einsamkeit die Zeichen für einige Runen vergessen habe. Das ist jedoch ganz unwahrscheinlich: Wie soll jemand, der überhaupt das Runenhandwerk verstand, ausgerechnet so landläufige Runen wie die für a, g, k und u vergessen haben? Das erscheint mir völlig ausgeschlossen. Durchaus möglich scheint es mir dagegen, daß jemand, der in der Neuzeit aus Freude an geistigem Basteln eine ganz besondere und eigenartige Runeninschrift herstellen wollte, auf den Gedanken kam, gerade einige der geläufigsten Runen durch gewiß mühevoll zurechtgemachte Sonderformen zu ersetzen, um dem Entzifferer die Arbeit nach Möglichkeit zu erschweren oder ihn zu verblüffen. Dieser neuzeitliche Runenmeister muß freilich recht gute Kenntnisse in spätmittelalterlicher Schriftkunde besessen haben; um diese Feststellung kommen wir nach Holands Darlegungen gewiß nicht herum. Aber wir haben es eben vermutlich mit einem geistigen Bastler zu tun, dem wir schon allerlei stille Forschungen zutrauen dürfen. Aus allen Teilen der Erde haben wir ja Beispiele dafür, wieviel geistige Arbeit und Mühe sich Schriftfälscher oder Schriftnachahmer bereitet haben, um ihrem Werk den Anstrich

¹ Vgl. W. Krause, Forschungen und Fortschritte, 1937, S. 196 ff.

der Echtheit zu verleihen, sei es aus Gewinnsucht, sei es einfach aus Lust am Basteln. Der Runenmeister von Kensington ist vermutlich in die zweite Gruppe zu rechnen. Es ist auch auffallend, wie überaus sorgfältig und schön sämtliche Runen in den Stein gemeißelt sind: Das steht nicht danach aus, als hätte ein Mann in größter Not die Inschrift hingeworfen.

Kommen wir nun zur Sprache der Inschrift. Holand hat sich redlich bemüht, alle einzelnen Sprachformen auf dem Kensington-Stein als in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts möglich zu erweisen. Prüft man aber seine Darlegungen genau, so stellt man fest, daß eine Reihe von Kensington-Formen in den Urkunden des 14. Jahrhunderts zwar ganz selten hier und da auftreten, jedoch in der Regel an Stelle von anderen Formen stehen. Das heißt: Die Sprache der Kensington-Inschrift wäre ein Sammelbecken von Ausnahmeformen. Das ist durchaus unglaublich bei Annahme der Echtheit. Rechnen wir dagegen mit dem neuzeitlichen Erzeugnis eines Amerikaners skandinavischer Herkunft, so ergibt sich ungezwungen die Annahme, daß dieser Mann, der seine skandinavische Muttersprache nur noch unvollkommen beherrschte, andererseits aber in seinem Leben irgendwann auch ältere skandinavische Texte kennengelernt hatte, eine altertümliche skandinavische Sprache wählte, die im Grunde weder Dänisch noch Norwegisch noch Schwedisch war, sondern ein Gemisch von allem.

Doch wählen wir einige handfestere Beispiele aus der Inschrift aus: Zweimal begegnet das Wort *rise* „Reise“. Das ist eine Unform, die auch Holand nur mit Unsicherheit in der Schreibung erklären kann. Im 14. Jahrhundert wurde das entsprechende Fremdwort *reise*, *reyse* oder *re(e)se* geschrieben, niemals *rise*. Hier kann nur die englische Rechtschreibung unserm Runenmeister einen Streich gespielt haben, der an *reise* dachte und in englischer Weise *rise* schrieb. Eine andere Erklärung gibt es schlechterdings nicht.

Neben zweimaligem *fro* „von“ bietet unsere Inschrift einmal *from*. Man sieht ohne weiteres, daß dem Runenmeister auch hier wieder sein Englisch in die Quere gekommen ist. Holands Bemühungen, auch *from* als gut mittelskandinavische Form zu erklären, sind fehlgeschlagen: Unter den zahllosen Belegen für diese Präposition vermag auch Holand nicht einen einzigen aufzuweisen, der die Gestalt *from* hat. Die zweitens übliche Form des 14. Jahrhunderts ist *fra*, wovon sich selten *fram* findet: Kurz *a* ist aber niemals zu geworden.

Der Laut *ö* wird dreimal in unserer Inschrift mit einem besonderen Zeichen wiedergegeben (in *göter*, *röde*, *ö*h). Um so mehr fällt die Form *ded* „tot“ auf, die schon darum kein einmaliges Versehen in der Schreibung des Vokals sein kann, weil die echt nordische Form an der betreffenden Textstelle *döde* lauten müßte: *röde af blod og döde*. Wenn statt dessen *ded* im Text steht, so kann auch hier wieder nur das Englische schuld sein, indem der neuzeitliche Runenmeister das ihm geläufige englische Wort *dead* lauter als *ded* schrieb.

In Zeile 10 der Inschrift findet sich die Verbindung *10 mans* „10 Mann“. Das *-s* soll hier vermutlich den Genetiv bezeichnen. Dieser Genetiv ist hier aber gänzlich fehl am Orte. Der neuzeitliche Runenschmied kannte, wie wir schon vorhin bemerkten, gewiß Proben der alten skandinavischen Sprache. Dort nun kommen Ausdrücke vor wie *herrmanns* „Heerhaufe“, *mági manns* „Haufe Männer“, *fjöldi manns* „Menge Männer“ und dergleichen. Offenbar nach derartigen Wendungen ist nun auch irrig das *10 mans* unserer Inschrift gebildet. Holand kennt sich in diesem Fall nicht genügend in der altnordischen Grammatik aus.

Das Wort *opdagelse* ist — trotz Holands verzweifelter Bemühungen — ein spätes Lehnwort aus dem Niederdeutschen, das zum erstenmal im Jahre 1575 in dem skandinavischen Schrifttum nachweisbar ist. Holand meint, dies späte Auftreten sei ein Zufall der Überlieferung. Aber sollte nicht gerade im Zeitalter der Entdeckungen schon lange vor

1575 Gelegenheit gewesen sein, dies Wort anzuwenden, falls es überhaupt schon vorhanden war?

Die Zahlen sind in unserer Inschrift mit Hilfe des Dezimalsystems wiedergegeben, das in der Tat, wie Holand nachweist, schon im 14. Jahrhundert in Skandinavien bekannt zu werden anfang. Immerhin ist es damals keineswegs üblich gewesen. Besonders auffällig ist aber die Art der Jahresangabe am Schluß der Inschrift: *ahr 1362*. Das klingt neuzeitlich, war aber damals, im 14. Jahrhundert, unmöglich. Denn wenn auch schon damals gelegentlich die Jahreszählung nach Christi Geburt in Skandinavien eindringt, so ist sie doch noch sehr selten und muß dann vor allem deutlich gekennzeichnet werden. Es ist sehr bezeichnend, daß Holand bei der Wiedergabe des Textes der Inschrift in der Jahresangabe die Worte *äptir guz byrd* „nach Gottes Geburt“ in Klammern einfügt: Ohne einen derartigen Zusatz wäre die Jahresangabe im 14. Jahrhundert einfach unmöglich.

Die soeben gebotene Auswahl von unmöglichen Sprachformen zeigt wohl zur Genüge, daß die Kensington-Inschrift keinesfalls echt, d. h. im Jahr 1362 verfaßt sein kann. Es ist ja nun aber so, daß der Nachweis der Unechtheit auch nur auf einem Gebiet genügt, um allen Echtheitsbeweisen auf anderen Gebieten das Rückgrat zu brechen. Was hilft es also, wenn Holand sich durch langwierige Arbeiten und Anstrengungen bemüht, die Fundumstände so zu klären, daß danach die Echtheit der Inschrift erwiesen zu sein scheint. Und nicht einmal das gelingt ihm! Als nämlich Holand 1907 nach Kensington kam, war die Erde, unter deren Wurzeln der Runenstein eingeklammert lag, längst ausgerodet, und Holand mußte an noch stehenden, der Erinnerung der Leute nach ähnlich beschaffenen Eichen die Jahresringe zählen, um zu dem Schluß zu gelangen, daß der fragliche Baum zweiundsiebzig Jahre alt gewesen sei, daß aber der Stein vor dem Wachsen des Baums an jener Stelle gelegen haben müsse, also vor 1826, mithin lange vor der Zeit, in der die Gegend um Kensington besiedelt wurde. Wer will noch behaupten, daß der Stein nicht mit Kunst zwischen die Wurzeln des Baumes geschoben sein konnte? Ja, wer weiß mit Sicherheit, wie alt jener Baum in Wirklichkeit war, als Herr Ohman ihn ausrodete? Was nutzt es, wenn Holand allen Männern, die nur irgend an der Sache beteiligt sein konnten, amtliche Baumwuchszeugnisse ausstellen läßt? Es bleibt auf jeden Fall eine merkwürdige Tatsache, daß gerade in der Gegend von Kensington überwiegend Farmer skandinavischer Herkunft siedeln. Wer will behaupten, daß keiner von all diesen Männern sich je aus Liebhaberei mit den alten Vinland-Geschichten und mit Runen befaßt habe? Holand selbst gibt an, daß sich in Herrn Ohmans Bücherei eine schwedische Grammatik vom Jahr 1840 befunden habe, die u. a. eine Runenreihe — allerdings nicht von der Art der Kensington-Runen — sowie Paradigmen des Mittelschwedischen und verschiedene kurze Proben schwedischer Mundarten enthielt. Diese Grammatik gehörte früher einem heruntergekommenen Hilfsgeistlichen Sven Fogelblad an, der einst in Upsala studiert und sich kurz vor 1860 in Westgötland aufgehalten hatte, später ein Trinker wurde und nach seiner Auswanderung bei verschiedenen Farmern in Minnesota abwechselnd als Hauslehrer lebte, ein im übrigen gänzlich harmloser Mann, der sich mit allerlei Bastleien beschäftigte und 1897 starb. Einer der Nachbarn Ohmans namens Andreu Anderson hat behauptet, daß Fogelblad ein Runenbuch des „berühmten“ Gelehrten Fryxell besessen und Ohmann gegeben habe¹, und schriftlich ausgesagt, daß er jenen Fogelblad für geistig fähig hielt, eine Runeninschrift zu verfassen, wenn er ihm diese Fälschung auch nicht moralisch zutrauen wollte. Es wäre freilich töricht, wenn ich von Deutschland aus, ohne jede Kenntnis der Verhältnisse in Kensington, in diesem Streit um die Person des

¹ Ohmann bestreitet zwar die Richtigkeit dieser Angabe. Wie konnte Anderson aber auf den Namen Fryxell verfallen, ohne zu wissen, daß es tatsächlich ein Buch gibt: *Etland Fryxell, De antiquitate calendarii runici* (Holmiae 1758). Die falsche Schreibung des Namens beruht wohl auf Verwechslung mit dem bekannteren Anders Fryxell.

Fälschers irgendwie Partei ergreifen wollte. Die Bemerkungen über Fagelblad wollten vielmehr nur zeigen, daß es in der Gegend von Kensington gewiß Menschen gab, die Lust und geistige Fähigkeit zum Runenrißen besaßen, gewiß nicht, um böshast zu fälschen, wohl aber aus Bastelfreude.

Wenn Holand in seinem Buch als Stützen für die Echtheit der Kensington-Inschrift auch einige Funde von skandinavischen Beilen mittelalterlichen Gepräges aus Minnesota anführt, so ist das gewiß eine an sich interessante Tatsache, vermag aber die angeführten Beweise für die Unechtheit in keiner Weise zu entkräften.

Zum Schluß sei noch auf die Kensington-Inschrift als Ganzes hingewiesen. Wer überhaupt Runentexte kennt, wird zugeben, daß so nie eine Runeninschrift ausgesehen hat. Glücklicherweise besitzen wir eben aus dem 14. Jahrhundert und aus einer dem nordamerikanischen Festland wenigstens benachbarten Gegend eine wirklich und unbestritten echte Runeninschrift, nämlich die auf dem Stein von Ringigtorsaal, einem Eiland an der grönländischen Westküste unter 72° 58' n. Br. Diese Inschrift, die von drei kühnen Männern, vermutlich Jägern, in höchster Not verfaßt wurde, lautet in Übersetzung: „1333 (diese Zahl in Geheimzeichen). Erling Sigvaldson und Bjarni Tordarson und Eindridi Oddsson Sonnabend vor Gangtag (= 25. April), schickten diese Warten auf und beraubten den Eissturm.“ Wie anders klingt dieser Text als der von Kensington! Zudem gibt es in der Inschrift von Ringigtorsaal weder irgendwelche Runen- noch irgendwelche Sprachformen, die sonst Ausnahmen wären. Selbst die Geheimrunen am Schluß der Inschrift von Ringigtorsaal sind nach einem bekannten Schema verfaßt.

Wir müssen Hjalmar Holand gewiß Dank sagen für die ungeheure Arbeit, die er sich mit seinem Buch gemacht und durch die er den Mitforschern die Nachprüfung aller Umstände so wesentlich erleichtert hat. Es ist besonders anzuerkennen, daß Holand auch sehr viele Umstände angeführt hat, die auf die mögliche Unechtheit der Inschrift deuten, wenn er diese Umstände dann auch entkräften zu können vermeint. Das Endergebnis für den Philologen bleibt aber doch: Die Kensington-Inschrift ist in der Neuzeit verfaßt von einem Mann, der im Alltagsleben englisch sprach, der sich aber viel und eingehend mit Runen und mit älteren skandinavischen Sprachen beschäftigt hat.

Rasse und Gesittung der Kanarier

von Franz von Löhner

Aus dem „Kanarierbuch“ ausgewählt und erläutert von Otto Puth².

Mich blühte, als ich von der Teneriffa-Küste ins Innere und unter die Dorfleute kam, öfter ein so unverfälscht sächsisches Gesicht an, als je eines auf westfälischen Heiden über seinen Hofsaun ausschaute. Es wehte mich etwas Verwandtes an, ähnlich wie früher unter französisch redenden Burgundern, englisch redenden Pennsylvaniern, magyarisch redenden Zipsern in Ungarn. Ich war dann auf schwierigen Bergpfaden unter die ärmsten und abgelegensten Kanarier auf Teneriffa, Palma und Gran Canaria gekommen, hatte in ihren Hütten und Grotten verkehrt, und beständig hatte sich erneuert und verstärkt jene erste Ahnung, daß die Urbevölkerung der Inseln germanisch gewesen und sich mit späteren Ansiedlern aus Europa vermischt habe.

Als im fünfzehnten Jahrhundert Franzosen, Spanier und Portugiesen herbeisegelten, um die glücklichen Inseln, diese schimmernden Juwelen im Atlantischen Ozean zu erobern, fanden sie dieselben bewohnt von einem zahlreichen Volke von heller Gesichtsfarbe

¹ Vgl. W. Krause, Was man in Runen rihte, Halle 1935, S. 43.

² Man vergleiche die Ausführungen über „Die Gesittung der Kanarier als Schlüssel zum Urindogermanentum“ im Februarheft 1937 von „Germanien“. Dort wurde gezeigt, daß die „Guanchen“ zwar keine Germanen, wohl aber Indogermanen waren.



Bildn. Dr. Bauer

Kinder von La Palma. Der blonde Knabe in der Mitte zeigt stark sächsische Züge

und hellem Haar, das sich Wandschen, auf Teneriffa Windschen nannte. Die Spanier schrieben Guanches oder auch Guanzes, da sie unser *to* durch *gu* (wie in *guah*, Weh, Guerra, Wehre) und unser *dsch* durch ihr *ch* wiedergeben. Die Aussprache „Guanchen“ aber erweckt von vornherein eine irrtümliche Vorstellung wie von etwas Indianischem.

Dieses Volk war stark und tapfer und gewandt wie kein anderes, schön und kräftig gebaut und voll Geist und Leben. Ein natürlicher Frohsinn, sowie Treue und Redlichkeit schien ihm angeboren. In seinem ganzen Wesen war etwas Edles und Hochgemutes.

Zwei Charakterzüge wurden aber der alten Kanarier Unglück. Sie waren die arglose Offenheit und Gutmütigkeit selbst; hundertmal betrogen, vertrauten sie immer aufs neue. Ihr noch schlimmerer Fehler lag in dem innern Widerstand ihrer Natur gegen die Forderung, sich zusammenzuschließen und zu handeln und Krieg zu führen nach der Leitung eines Planes und Oberhauptes. Unbesieglich war der Eigensinn bei Mann und Stamm.

Dennoch widerstanden sie hundert Jahre lang mit ihren einfachen Waffen allen Angriffen. Ihre angeborene Tapferkeit und Klugheit besiegte die Vorteile, welche ihren Feinden Reiterei und Feuergewehr und die Taktik geschulter Heere brachte.

Besiegt wurden schließlich auf allen Inseln die Wandschen nur durch ihr eigenes Volk, indem einzelne Stämme und Fürsten gemeinsame Sache mit dem Eroberer machten, wiederholt ihn vom Untergange retten, und durch ihre Treue, Kraft und Landeskenntnis den Ausschlag geben. Ist alles verloren, so flüchten die Kühnsten in unzugängliche Berge und Waldungen, führen dort das Leben von Verbannten, und werden jahrelang wie Wild gehegt, bis die Tapfersten unter den Kugeln und in Hunger und Elend verenden!

Alle Berichterstatter sind darin einig, daß die Wandschen ein sehr schönes Volk gewesen, von kräftigem Wuchs und Mittelgröße oder darüber, begabt mit Schwungkraft der Glieder und offener Gebärde. Die Mumien, die man aus den Höhlen zog, bezeugen noch den hohen und kräftigen Körperbau.

An vielen Mumien sieht man auch noch das blonde Haar, an einigen goldfarbiges.

Mit der Blondheit des Haares stimmte das Blau oder Hellgrau der Augen. Jedoch kamen auch auf allen Inseln Schwarzköpfe und Braunaugen vor, wenn schon nicht häufig.

Der Bartwuchs erschien bei den Männern voll und stark. Das Kopshaar war schlicht herabhängend, weder kraus noch büschelförmig. Die Hautfarbe war, wie sie im mittleren Europa gewöhnlich ist, weiß und rötlich und hie und da etwas brauner. Alle Europäer, die mit Wandschen zu tun bekamen, schildern sie als fröhlich und gesellig, gastfrei und hochgemut. Von ihrem herzigen und sanften Wesen können Spanier und Franzosen nicht genug erzählen. Aber sie bemerkten, daß bei aller Stärke des Körpers und der Seele doch etwas Weiches und Bärtliches in ihrer Natur sei, und daß sie leicht sich der Wehmut und schmerzlichen Gedanken hingaben. Besonders fiel auch den Romanen das tiefe Gefühl auf, das in den Wandschen wohnte, und die lebhaft ausdrucksvolle Gebärde, das leuchtende Auge, die stürzenden Tränen, durch welche die Empfindung sich kundgab. Nirgends äußerte sich die Stärke dieses Gefühls mächtiger, als bei Leid und Freude, welche Ehre und Freiheit oder die Familie betrafen.

Es war wohl natürlich, daß auf diesen blühenden Inseln, im milden Klima in einer üppigen und doch so feinschönen Natur alles dasjenige, was in germanischer Art von Gemüt und Seelenadel wohnt, zur vollen Entfaltung kam. Wunderbar aber scheint es, wie dennoch in dieser Natur angeborene Härte keinen Schaden litt. Denn Inselvölker sind gewöhnlich sanft und liebenswürdig, selten aber von kriegerischer Rauhigkeit und von jener rücksichtslosen Ehr- und Freiheitsliebe, welche Gefahr und Wunden und Tod verachtet. Gerade diese Eigenschaften aber waren bei den Wandschen so entwickelt, daß die Spanier im Kampfe oft ein leises Grauen überfiel. Die Tapferen schlugen sich Jahr auf Jahr gegen die Eroberer: keine Niederlage, kein Unglück kann die Eisenherzen brechen. Erst wenn infolge übermenschlicher Anstrengungen, wenn infolge der Landesverheerung, des Viehraubs, der unbebauten Äcker, des Mangels an allen Lebensmitteln Seuchen und Krankheiten ausbrechen und die Krieger dahinraffen, erst dann pflegen sich die freien Männer zu ergeben. Aber auch dann finden sich noch immer einige, die ein Notleben im unzugänglichen wüsten Gebirge vorziehen.

Bei so kriegsgewohntem Volke war die Waffenfreude natürlich. Waffen waren Schmutz und Ehre des freien Mannes, und nicht leicht ging einer aus, ohne ein Waffenstück oder einen Stab mit einem großen Knopf darauf oder wenigstens einen kurzen Stod aus wildem Olbaum in der Hand zu führen.

Die Wandschen aber fanden sich noch im Besitz einer anderen einfachen, aber gefürchteten Waffe, das war der Steintwurf aus bloßer Hand oder mit der Schleuder. Ein paar Würfe zersplitterten jedem Spanier den Schild in hundert Stücke. Sie waren so treffsicher, daß ihr Steintwurf den höchsten Ast vom Baume schmetterte, und mit ihrer riesigen und gewandten Kraft schlangen sie die schwersten Steine in unglaubliche Entfernung. Ihre Spieße und Lanzen flogen mit solcher Kraft und Gewalt, als wären die Arme Kriegsmaschinen. Sie selbst aber waren vom Knabenalter an täglich belehrt, vor Lanzen und Pfeilen ungemein behende auszubiegen.

Die Annäherung einer feindlichen Schar wurde durch Rauch und Feuer in die Weite verkündigt. Auch stellte man Schildwachen aus, deren Pfiff stundentweit gehört ward.

Eines Volkes Wesen und Treiben wird wesentlich bestimmt und gefärbt durch die Einwirkung der Frauen. Ihre Stellung war bei den Wandschen eine solche, wie sie weder bei Griechen und Römern, noch bei Germanen und Arabern, sondern einzig bei den Germanen stattfindet. Diese konnten es sich nicht anders denken, als daß in den Frauen dieselbe edle Menschenatur lebe, wie in den Männern.

„Die Germanen wähen“, sagt Tacitus, „in edlen Jungfrauen sei etwas Heiliges und Vorahnendes, und ihre Ratsschlüsse werden nicht verschmäht, noch ihre Entscheidungen vernachlässigt.“ So hatten auch die Wandschen den frommen Glauben, daß eine reine weibliche Seele ins Verhüllte und Dunkle schaue und die Wirrnisse löse. Oft traten bei ihnen bedeutende Frauen auf als Prophetinnen, ordnen das Staatswesen, schlichten Streitig-

keiten und rufen zum Kampf für die alte Freiheit. So erzählte Salindo wörtlich von Canaria: „Im Baldargau, dem fruchtbarsten der Insel, lebte eine jungfräuliche Herrin, Antidamiana genannt, von großem Wert und Verdienst, welche bei den Eingeborenen in hoher Achtung stand. Sie hatten solch eine Meinung von ihrem Urteil und Verstand, daß sie häufig an sie sich wandten, ihre Streitigkeiten zu entscheiden, und niemals gegen ihre Erkenntnisse Einspruch erhoben.“

Es sind deshalb bei den Wandschen Frauen auch tätig bei religiösen Auszügen, ja, ihnen vorzugsweise wird bei den Opfern ein priesterlicher Charakter eingeräumt. An allen Festen, an den öffentlichen Tänzen und Gesängen nehmen sie teil, und sind bei den Kampfspiele der Männer und Jünglinge begeisterte Zuschauerinnen. Sie kümmern sich um ihres Volkes Schicksal, und wo Streit ausbricht, suchen sie zu vermitteln. Rückt aber die Mannschaft zum Krieg aus, so bleiben die Weiber nicht zu Hause, sondern ziehen nach, um auch im Feld ihres Frauenamtes zu warten.

Bei der Hochzeit streut man noch jetzt auf das Brautpaar ein paar Hände voll Weizen. Dieser Brauch, der kein spanischer, rührt ohne Zweifel aus der Wandschen-Zeit her.

Die Knaben aber wurden von Jugend auf zu den Waffen erzogen. Sie stellten sich in gewisser Entfernung voneinander auf, dann warfen sie sich erst mit Steinchen, und mußten, ohne einen Fuß zu rühren, bloß durch Ausbiegen und blitzrasches Heben und Senken des Leibes, den Wurf vermeiden. Waren sie geübt darin, so traten an Stelle der Steinchen Wurfspeie, und die raslose Übung machte, wie insbesondere von denen auf Gomera erzählt wird, sie so behende, daß sie fliegende Steine und Spieße mit der Hand auffingen.

Anderes hatten die Mädchen zu lernen. Außer dem Zuschneiden, Nähen und Ausputzen der Bett- und Kleiderfelle, außer den häuslichen Arbeiten wurden sie insbesondere in zwei Künsten, der Färbekunst und der Seilkunst, unterrichtet.

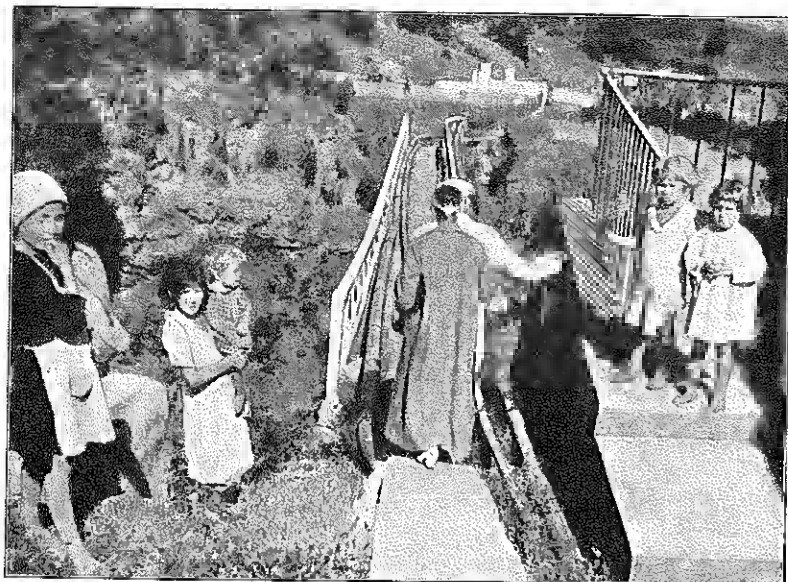
Die Frauen waren es, welche die Wunden heilten und Schmerz und Krankheiten bekämpften. Sie wußten Kräutertränke zu bereiten, deren Wirkung erprobt war. Ihre Hauptmittel waren Butter und Mark von Ziegen und Schafen.

Nichts war bei den Wandschen beliebter, als Volksfeste.



Kinder auf Teneriffa. 2 Mädchen sind blond

Ausf. Dr. Bauer



Agua Manja auf Teneriffa

Ans. Dr. Bauer

Die Ernte, der Jahrestag der Krönung des Fürsten, der Landtag sowie die religiösen Feierlichkeiten gaben im Jahreslauf wiederkehrend Anlaß zu öffentlichen Festen. Die Zeit wurde nach dem Mondwechsel ein für allemal bestimmt. Dann wurde allgemeiner Landfriede verkündet, Fehden und Kriege mußten ruhen, und selbst feindliche Nachbarn hatten freies Geleit, um zum Feste zu erscheinen. Am feierlichen Tage zog alt und jung mit grünen Zweigen in den Händen daher, das wallende Haar bekränzt mit Laub und Blumen, und den Auszügen und Opfern folgten Kampfspiele, Tänze und Lieder ohne Ende, und wenn der Abend dunkelte, flammten die Freudenfeuer auf den Bergen.

Natürlich fehlte es dabei nicht an Schmausereien, die Wandschen waren vielmehr große Freunde von Gastmählern. Regelmäßig gab es bei den Volksfesten die große Schüssel, den Canigo, aus welchem sie mitfamnen aßen.

Kein Fest aber ohne Wettkämpfe. Vor der ganzen Gemeinde, ja vor dem ganzen Volke Geschick und Mut und Körperkraft zu zeigen, kühne Entschlossenheit eines gewandten Geistes und hohe Meisterschaft in den Waffen, dadurch den Mitbewerbern obzufiegen und in Wort und Lied geseiert zu werden, — dahin ging die brennende Begierde von Jugend auf.

Auf Canaria, ohne Zweifel auch auf den anderen Inseln, gab es öffentliche Häuser, wo man zusammentam, um zu tanzen und zu singen.

Die Tänze waren Paartänze oder Reihentänze.

Alle diese Tänze geschahen nach dem Takt und mit großer Behendigkeit der Füße und höchst ausdrucksvollem Wiegen und Biegen des Leibes. Den Takt schlugen die umstehenden Zuschauer klatschend mit den Händen und stampften mit den Füßen. Alle aber sangen im Takt ihre Lieder dazu. Die Spanier nahmen von den Wandschen den hübschen Tanz an, den sie noch den babyle canario nennen. „Zwei Dinge“, sagt ein Schriftsteller, „gehen in alle Welt und haben die Inseln berühmt gemacht: die Kanarienvögel, so beliebt wegen ihres Gesangs, und der Canario, der edle und kunstreiche Tanz.“ Dieser Canario war ein Tanzen und Schweben im Viertakt, den man mit heftigen kurzen Fußstößen angab.

Die alten Wandschen waren auch ein liederreiches Volk, und sie liebten nichts mehr als Tanzen und Singen. Ihr Gesang klang den Spaniern eigentümlich, weil er sich in schweren

langgezogenen Tönen bewegte. Der Inhalt vieler Lieder war so schlicht und rührend, daß Europäer, wenn ihnen übersetzt wurde, was die Wandschen sangen, öfter in Tränen ausbrachen. Es gab aber vielerlei Volkslieder. Die einen waren Gesänge bei religiösen Festen, die anderen Liebes- oder Frühlings- oder Erntelieder und dergleichen; wieder andere hatten Heldentaten und andere wichtige Ereignisse zum Gegenstande. Die Wandschen waren gewohnt, was auf sie Eindruck machte, in Vers und Lied zu bringen, und diese historischen Gesänge trugen der Ereignisse Andenten bis in fern entlegene Zeiten hinab. Nationalgesänge ersetzten das Geschichtsbuch.

Grundzug der religiösen Anschauung bei den Wandschen ist der lebendige Glaube an Gott, den Schöpfer und Erhalter des Weltalls, den Allvater, der dort oben wohnt, wo sein Abbild das hehre und weite Himmelsgewölbe.

Von gottesdienstlichen Stätten finden sich zwei Gattungen, kleine Kapellen oder, wie bei den alten Germanen, freie Plätze mit irgend etwas Hochragendem, sei es eine gewaltige Baumfäule, ein hoher Fingelfelsen oder ein künstlich von Steinen errichteter kleiner Turm.

Auf Ferro dienten ebenfalls dazu zwei hohe Felsblöcke, und das Volk glaubte, so sagten wenigstens die Spanier, das göttliche Wesen lasse sich, wenn die feierliche Versammlung die Felsfäulen umringe, auf ihrer Spitze nieder. Von Lanzarote wird berichtet, daß die Bewohner, um zur Gottheit zu flehen, einfach auf die Berghöhen stiegen und dort die Hände zum Himmel erhoben. Die ragenden Felsen oder Steinfäulen, welche die heiligen Stätten bezeichneten, trugen den Namen eines Gottes, und bei ihnen schwur man, und niemals wurde solch ein Eid gebrochen. Götterbilder aber kannten die Wandschen auf allen Inseln nicht.

An feierlichen Tagen, wie bei Sonnenwende und Mondwechsel, über deren Eintritt man sorgfältige Rechnung führte, versammelte sich alles Volk auf den geweihten Plätzen, wo die Steintürme oder die Felsfäulen standen, und feierte durch festliche Anzüge, Tänze, Gesänge und Kampfspiele die Gottheit.

In Zeiten, wo schwere Landesnot nicht weichen wollte, kam es wohl vor, daß ein Mann sich von schroffer Fels Höhe hinunterstürzte in den freiwilligen Tod, damit sein Heldennut und sein Lebensopfer die Gottheit annehme zur Sühne für das Volk.

Ja, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, als die östlichen Inseln bereits lange christlich waren, erzählte man dort folgendes. Wenn auf Teneriffa Königskrönung sei, so opfere sich einer. Dann versammelte sich das Volk in einem tiefen Felsental, und nach einer gewissen Zeremonie, unter dem Aussprechen feierlicher Worte, stürzte der Mann, der freiwillig sein Leben zum Opfer bringe, sich von der Fels Höhe in die Tiefe. Dann aber gebe der König reichlich dessen Verwandten. Damit also der neue Fürst lange und glücklich das Volk regiere, nahm einer aus dem Volke das Unheil, daß dem Fürsten etwa drohte, freiwillig auf sein Haupt und stürzte sich damit in den Abgrund. Die feierlichen Worte, welche den Todesprung begleiteten, waren sicherlich dieselben, wie der letzte Ausruf der Freiheitskämpfer, die freiwillig, um vor dem spanischen Joche sich zu retten, vom Felsgipfel in den Tod stürzten: „Mistirma!“

Bei den Wandschen war jeder Hausvater sein eigener Priester, aber für die öffentlichen Religionsübungen, die das ganze Volk angingen, gab es auf Canaria und ohne Zweifel ebenso auf anderen Inseln einen öffentlichen Beamten, und zwar von so großem Ansehen, daß er gleich nach dem Fürsten kam. Dieser, der Fajfay genannt, war der oberste Vertreter des Königs im Felde, bei Gericht und vor der Gauverammlung. Er nahm die Wehrhaftmachung vor, führte bei Gericht den Vorsitz und wahrte bei den öffentlichen Zweikämpfen den Frieden.

Es gab auf Canaria mehrere Häuser, in welchen priesterliche Jungfrauen zusammen lebten, und diese Wohnungen wurden so heilig gehalten, daß Verbrecher, welche dorthin

flüchteten, vor den Gerichtsbeamten Schutz genossen. Diese Jungfrauen aber trugen, gleichwie die Priesterinnen, weiße schleppende Gewänder. Sie standen in hoher Verehrung, und das Volk brachte ihnen freiwillige Gaben dar. Ihr Amt war, bei den festlichen religiösen Anzügen die Opfergefäße zu tragen und das Opfer zu verrichten, in den Bethäusern aber täglich Milch auszusprengen, die man von besonders aufbewahrten Ziegen nahm, denen die Zicklein gelassen wurden.

Solange eine Jungfrau in dem geweihten Hause wohnte, durfte sie an Heiraten nicht denken. Die Vorsteherin jedoch konnte auch eine Witwe sein. In diesen Klöstern pflegte man auch die Töchter der Edlen zu erziehen. Erst mit dem zwanzigsten Jahre, wenn sie heiraten wollten, kehrten sie zu ihren Eltern zurück.

Die Kinder wurden bald nach der Geburt mit Wasser begossen, und dies geschah durch jene priesterlichen Jungfrauen. Es war deshalb wahrscheinlich ein religiöser Akt mit feierlichen Sprüchen.

Bei den Wandschen hießen jene Geweihten vorzugsweise „die Jungfrauen“, magadas, oder auch, weil hari Volk hieß, sie aber aus dem Kreis ihrer Familien herausgetreten waren und dem ganzen Volk angehörten, so nannte man sie harimagadas (Volkswädchen).

Auf Wahrsagung hielten die Wandschen große Stücke, und öfter traten unter ihnen Greise und Frauen auf, deren Prophezeiungen in Ehren gehalten wurden, gleich als wären sie von göttlichem Geist erfüllt. So gab es auf Fuertebentura zwei Frauen, Tamarante und ihre Tochter Tibabrin, welche die öffentlichen Ereignisse vorhersagten. Sie standen in solcher Verehrung, daß zu der Mutter die Häuptlinge kamen, ihre Streitigkeiten zu schlichten, und daß die Tochter anordnen durfte, was zum Gottesdienst geschehen sollte.

Nachbemerkung: Damit ist die Fülle des Materials, die Löher's Werk birgt, keineswegs erschöpft. Ich hoffe, daß die Proben aber genügen, zu zeigen, daß hier wichtigstes Überlieferungsgut vorliegt. Während Löher sich meist auf den Vergleich mit germanischen Überlieferungen beschränkt, muß endlich einmal dies ganze Material vom Gesamtindogermanentum aus betrachtet werden. Wir können den Satz aufstellen: wenn Bräuche bei verschiedenen indogermanischen Völkern sich finden und zudem bei den Kanariern überliefert sind, so dürfen diese Bräuche als ur-indogermanisch gelten. Von den oben mitgeteilten Bräuchen finden wir z. B. bei andern Indogermanen bezeugt das Kornüberschütten bei der Hochzeit, die Feuersegnale u. a. Sehr bedeutsam ist die hochgeachtete Stellung der Frauen und ihre Rolle im Kult. Ich werde an andern Orte zeigen, daß wir in den Harimagadas „Bestalinnen“ zu sehen haben, d. h. Priesterinnen, die das heilige ewige Stammesfeuer bewahren. In dem Himmelsgott der Wandschen erkennen wir den indogermanischen „Zeus“. An christliche Erinnerungen — wie Löher will, dessen Wandschen-Bandalen ja einmal Christen waren — ist hier ebenso wenig zu denken wie bei dem indogermanischen Ritus der Taufe. Vieles bedarf noch genauer Untersuchung. So vermißt man bei Löher eine Angabe darüber, wann die Feuer auf den Bergen angezündet wurden. Waren es Sonnenwendfeuer? — Jedenfalls berührt es eigenartig, daß die kanarischen Überlieferungen bis heute weder von der Indogermanistik, noch von der Volkskunde ausgewertet wurden! Wir hoffen, daß unser Hinweis hier Wandel schafft.

Unsere Vorfahren waren keine Barbaren, was uns von gewisser Seite als Märchen sogar von der Kanzel herab aufgetischt wird, sondern sie hatten vor Tausenden von Jahren eine hohe bauerliche Kultur entwickelt.

Die gemeinsame Geschichte und das nordische Blutband verbinden alle deutschen Stämme!

Ministerialdirektor Dr. Gütt (Reichsministerium des Innern)
auf der Tagung der „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene“

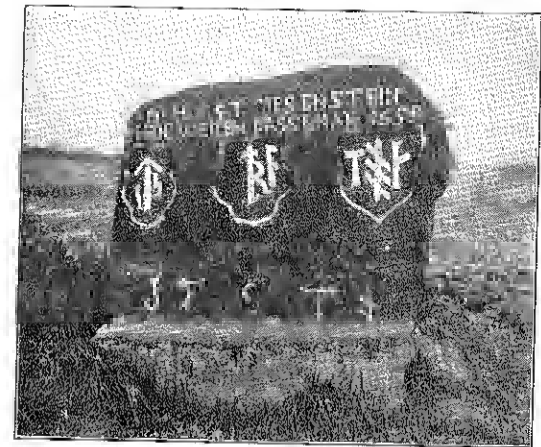


Abb. 1. Der Wittelindstein in Solterwisch im Tale der Salzquelle, südlich von Bad Deynhausen

Aufn. G. v. Bipl

Zum Wittelindstein

I. Zur Einführung in die Fragestellung¹

Don Edmund Weber

1. Der Stein (Abb. 1)

Der Stein ist eine Sitzbank. Er misst über dem Erdboden 110—115 cm. Seine obere Kante ist nicht mehr gerade. Man hat den Eindruck, daß an beiden Seiten etwas abgesprengt ist. Der Stein ist grauer Sandstein, nicht Granit, wie Vormbaum und Leberkus geschrieben haben. Seine Breite ist 110 cm, seine Tiefe unten 70 cm, der Sitz 30 cm über der Erde, Tiefe etwa 20 cm, die Rückenlehne unmittelbar über dem Sitz bis zu einer Höhe von 17 cm 32 cm tief. Auf dieser 17 cm hohen Fläche stehen die Zeichen, die 10—12 cm hoch sind. Die obere Fläche, welche die Schilde zeigt und auch die Inschrift trägt, ist etwa 24 cm tief, also im Vergleich zum untern Teil abgearbeitet. Die Schilde sind 29 cm hoch und von rechts nach links 28; 28 und 20—21 cm breit. Die Schildrahmen sind eingetieft, die Zeichen erhaben gemeißelt.

2. Zur Geschichte der Steinbank

Der Stein steht heute im Schatten einer Linde im Salztal in der Bauernschaft Solterwisch an einer Abzweigung der Straße Exter-Baldorf, am Rande eines Ackers des Bauern Hartwig. Das ist aber nicht der ursprüngliche Standort. Der Sandsteinblock stand vielmehr früher unmittelbar am Hohlweg, auf dem Rande („auf dem Ufer“ des Hohlwegs) etwa 100 Schritte oberhalb des jetzigen Standplatzes, auf dem abgeplatteten Gipfel eines sonst ansteigenden Hügels. Dieser Hügel gehörte zum Besitz der Vorfahren

¹ Die Ausführungen greifen zum Teil auf einen Vortrag zurück, den ich für die Pfingsttagung 1932 der Freunde germanischer Vorgeschichte entworfen hatte und der an Ort und Stelle von Herrn Studiendirektor Dr. P. G. Behr vorgelesen worden ist. Sie beruhen auf Mitteilungen Behr's, der bei den Bauern der Gegend und Herrn Pastor Brünner-Exter persönliche Feststellungen gemacht hat, und auf folgendem Schrifttum: 1. Vormbaum: Beschreibung der Grafschaft Ravensberg für Schule und Haus. Leipzig 1864, S. 115. — 2. Ravensberger Blätter 1902 Nr. 3, S. 14—15 und Nr. 8, S. 59; beide Aufsätze von Pastor A. Schmidt-Blottho. — 3. Ravensberger Blätter 1909 Nr. 2, S. 10—12, von Landgerichtsdirektor Dr. Eberhard zu Effen. — 4. Ravensberger Wanderbuch von Rektor H. Meise, 1922, S. 143. — 5. Edmund Wigand, Die Beme (Guido von List-Verlag, Berlin-Bichterfelde W.). — 6. Paul Wier, Die Beme. Münster n. Paderborn. 1888. — 7. Theodor Lindner und Hofmarlen. Berlin 1870.

Hartwigs, der Sippe der „Hartwig am Stein“, Solterwisch Nr. 3. Dieser Hof und sein Land sind heute im Besitz des Bauern Lenger und durch Kauf in dessen Hände gekommen. Auf der alten Stelle des Steins stand eine uralte Linde, dahinter lag ein großer runder, hartgetretener Platz, der bei der Umbauung zu Ackerland kaum mit dem Pflug umzubringen war. Nicht weit davon befand sich ein mit Bäumen bestandener Ort. Der jetzige Bauer Hartwig, der also nicht mehr auf dem alten Erbhofe sitzt, hat folgende wörtliche Angaben gemacht: „Mein Großvater hat bei der Erbteilung und Abfindung den Stein erworben, der zu des Großvaters Zeiten noch oben gestanden hat. Der Großvater hat den Stein heruntergeschafft — er stand droben in eine Mauer eingefügt — und hat auch die Linde dabei gepflanzt.“

Diese Aussage dürfte die Beschädigung des oberen Randes erhellen.

Eine um 60–70 Jahre ältere Mitteilung über die Geschichte des Steines fand ich in dem Leitwerk über die „Haus- und Hofmarken“ des Professors der Rechte Dr. E. G. Homeyer. Unter den Förderern seiner Arbeit hat er den Geh. Großherzogl. Staatsrat zu Oldenburg Dr. W. Leberkus genannt. Dieser hatte ihm berichtet von einem „roh behauenen Granitstein von der Gestalt eines Stuhles unter einer Linde“ eine halbe Stunde von Exter an dem Wege nach Blotho (Reg.-Bez. Minden) und dabei bemerkt: „Nahe dabei liegt das Bauernhaus ‚Hartwig am Stein‘. Der gleichnamige Besitzer erzählte, er habe vor der Franzosenzeit diesen ‚Gerichtstuhl‘ und die Linde in Stand halten, auch dreimal im Jahr den Richter samt Schreiber und Unterwogt beschäftigen müssen. Der Richter habe sitzend auf diesem Stuhle das Urteil gesprochen“ (Homeyer S. 250).

Minna Flagmeier im Hause Lenger hat angegeben, sie habe „aus einem alten Buche“ abgeschrieben, im Volksmunde habe noch die Erzählung, daß am Wittekindstein jedes Jahr ein Frei- oder Fehngericht oder Fehding gehalten worden sei, zu dem aus der ganzen Umgegend die Bewohner vorgeladen worden seien; die Angeklagten hätten hinter der Linde auf dem großen, runden und abgetretenen Platz gestanden, und nicht weit davon sei ein mit Bäumen beplanter Ort gewesen, wo sich die Richter, die Schöffen und das Volk¹ befanden.

Dr. P. G. Beyer hat festgestellt, daß noch heute ein schmaler, kleiner, unfruchtbarer Landstreifen, der sich vom Südbahnhange der Steinegge nach dem alten Hartwigshofe zu hinunterzieht, „of dem wiggen Rampe“, d. h. auf dem geweihten (heiligen) Rampe heißt.

3. Zu dem Namen „Wittekindstein“

Nach einer alten Sage soll Wittekind den Stein haben zurichten lassen, um sich auf ihm auszuruhen und sich an der schönen Hügellandschaft zu erfreuen. In einer anderen Überlieferung aus dem Volksmunde wird erzählt, wie später der Freigraf auf dem Stein zu Gericht gesessen habe, so habe es auch schon Herzog Welfing gehalten. Und eine dritte Sage will gar wissen, Wittekind und der Frankenkönig hätten sich über diesem Stein die Hand zum Frieden gereicht.

Jedwede Vermutung darüber zu äußern, ob in diesen Sagen ein geschichtlicher Kern enthalten sein mag, und zu versuchen, ihn herauszuschälen, würde viel zu weit führen. Aber daß die örtliche Überlieferung den Stuhl mit Wittekind in Verbindung gebracht hat, dürfte wohl den Stein als uralten Richtersitz wahrscheinlich machen. Zum Vergleich sei folgende Stelle aus Lindner S. XIV herangezogen: „Die Freigrafen verehrten als den Stifter der heimlichen Gerichte den Kaiser Karl und den Papst Leo², und nichts hätte ihren felsenfesten Glauben erschüttern können. Obgleich die Gelehrten diese Überlieferung bald als Sage erkannten, vermeinten sie in ihr einen geschichtlichen Kern zu finden, indem sie die Banngerichte als die Fortsetzung der Karolingischen Gerichte betrachteten. Einiges

¹ Der Umstand.

² Leo III., der Karl 777 in Paderborn aufgesucht hat.

Zutreffende liegt darin, jedoch nur insofern, als der große Kaiser überhaupt der Begründer des mittelalterlichen Staats- und Gerichtswesens war.“

Überträgt man diese Folgerung auf den Wittekindstein, so ergibt sich folgendes. Derselbe Theodor Lindner hat a. a. O. geschrieben: „Denn die Gerichte, welche seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts den Namen des westfälischen Landes in ganz Deutschland berühmt und berufen machten, sind aus mehreren Wurzeln hervorgebrochen, von denen die eine in viel frühere Zeiten als die Karls des Großen hinaufleitet, während die anderen zwar ihre ersten Fasern unter ihm bildeten, aber ihren rechten Nährboden erst durch die Zerrüttung des Reiches im dreizehnten Jahrhundert gewannen, so daß sie, von der weiteren Zersetzung aller öffentlichen Verhältnisse reich befruchtet, neue kräftige Schößlinge entporeten.“

Was Lindner mit den von mir gesperrten Worten nur andeutet, hat ein anderer namhafter Fehdeforscher, Paul Wigand, S. 24 näher ausgeführt. Er weist darauf hin, daß es im alten Sachsenlande in vorchristlicher Zeit in den Bauernschaften und Gemeinden Burrichter (Bauerrichter) gegeben hat, deren Wirksamkeit König Karl I. unangestastet ließ. Wigand hebt hervor, daß die „Burrichter“ noch in die späteren städtischen Verfassungen übergingen, so z. B. in Soest. Diese Richter erkannten über Auslassungen von Grundstücken wirtschaftliche Vereinbarungen (Verdingungen!) usw. „Ihre Versammlungen hießen Th. h.“ Wigand betont weiter S. 27 die ungemeine Bedeutung der Malsstätten für das Volk. S. 47 sagt er: „Die natürliche Ordnung in der Versammlung war, daß der Richter an erhabener Stelle (Stolle, Stuhl, Freistuhl) saß, wo er alles übersehen und ordnen konnte, daß um ihn her die freien Männer sich in Reihen ordneten und die ältesten und erfahrensten Schöffen einen Kreis oder eine Bank bildeten, deren angemessenste Form die Runde war.“

Solcher Malsstätten mit ihren Sitzsteinen gibt es ja noch manche in den verschiedenen Gegenden Deutschlands. Aus diesen Bauernschaftsgerichten erwuchsen im vierzehnten Jahrhundert die Frei- oder Fehngerichte. Durch den Verfall der Grafschafts- und Gaugerichte, denen die Gerichtsbarkeit über Leib und Leben vorbehalten gewesen war, wurden die Fehngerichte dazu getrieben, in Selbsthilfe sich auch die Rechtsprechung gegen Diebe, Räuber und Mörder anzueignen.

Zu den Beschreibungen, die Minna Flagmeier und der alte Hartwig gegeben haben, sei angeführt, was Wigand sagt: „Die Versammlung kam freiwillig in gewissen Zeiten des Jahres zusammen; später wurde es strenge Pflicht der Genossen des Bannes oder der Grafschaft, dieser Zusammenkunft beizuwohnen. Man hieß sie das ‚Angebot‘, welches sich, wie überall in alter Sitte, so auch bei den Freigerichten erhielt. Das ‚Angebot‘ oder ehte Ding, zu dem sich alle Genossen und Dingpflichtigen regelmäßig versammelten, hatte schon in der germanischen Verfassung einen Gegensatz in dem gebotenen Ding, zu dem der Richter eine Anzahl Genossen berief und einen Beklagten vorlud. So wurde also das Freigericht ein ‚gebotenes‘ Gericht.“

Lindner gibt im 15. Abschnitt seines Werkes eine Zusammenstellung der ehemaligen Lippechen und im 57. Abschnitt eine der Waldeckischen Freigrafschaften. Die Bauernschaft „Solterwisch“ wird dabei, so weit ich sehen konnte, nicht erwähnt. Bei der Fülle der noch nicht veröffentlichten und noch unverwerteten Urkunden besagt das aber wenig. Hier sollte die Heimatforschung einsetzen. Dabei mag vielleicht helfen, was Lindner S. 141 berichtet: „1430 übertrug Erzbischof Dietrich als Bischof von Paderborn die von Friedrich von Driburg aufgelassene freie Grafschaft von Suthem mit ihren Dingstätten und Zubehör, zwei Höfen, an die drei Brüder von Deynhausen.“

Die örtliche Überlieferung und der Sachverhalt sprechen also stark dafür, daß der Wittekindstein zu einem Tieplatz gehört hat und daß in ihm ein alter Richtersitz bis in die Gegenwart erhalten geblieben ist. So darf man wohl in der Vor-

ausführung, daß der Stein ursprünglich für das „Burgericht“ der Bauernschaft Solterwisch gedient hat, vermuten, daß die Volkserinnerung an die altsächsische Herkunft dieses Gerichtes den Stein mit dem Namen des großen Vorkämpfers für das alte Sachsenrecht verknüpft hat.

4. Die Inschrift und die Zeichen

Oben ist gut erkennbar in lateinischer Schrift zu lesen:

D· HORST DIESEN STEIN ERNEWEREN LASSEN ANO 1659.

Schmidt hielt das D für eine Abkürzung von „Droste“ oder Dominus (Herr) oder von de (von). Andere sehen darin einen Überrest von Arnold. Denn im Jahre 1659 war ein Arnold Horst „Drost“, d. h. Oberamtmann zu Blotho. Ist er es gewesen, der so bald nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges noch Sinn dafür gehabt hat, ein so ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit zu pflegen, so gebührt seinem Andenken alle Ehre! Dann hat er gewiß zu den „Wissenden“ gehört, denn die Feme ist erst vom König Jerome — in der Franzosenzeit! — beseitigt worden. Der letzte Freigraf Engelhardt starb 1835 in Wörl. Es gibt sicherlich auch heut noch alte bodensässige Geschlechter in Westfalen, die Erinnerungen an die Feme hüten.

Der schon genannte Leberkus hat an Someyer berichtet, eine Bauernschaft in der Nähe der Malsstätte heiße „Horst“. Ob diese Angabe zutrifft, vermochte ich nicht mehr zu ermitteln. Es ist zu hoffen, daß Heimatforscher sie nachprüfen werden.

Die unteren Zeichen lasen die früheren Erklärer als Jahreszahl 1584, ebenso Leberkus, Eberhardt allerdings mit der Einschränkung, daß diese Zahl nicht das Herstellungsjahr des Steines bedeuten könne. Inwieweit diese Auffassung sich aus dem flüchtigen Augenschein an Ort und Stelle oder aus nicht ganz genauer Nachzeichnung erklärt, ist schwer zu sagen. Hat man aber eine so klare neuzeitliche Sichtbildaufnahme vor sich, wie sie H. J. Zips geschaffen hat und wie sie mir von Dr. P. G. Beher übermittelt worden ist, so vermag man eine solche Lesung nicht zu teilen. Beher, der den Stein genau untersucht hat, schrieb mir 1932, er halte die Deutung dieser Zeichen als Jahreszahlen für nicht angängig. Auch mir erschien sie als mit dem Befund unvereinbar. Das erste Zeichen entspricht zu wenig einer 1 und das zweite noch weniger einer 5, als daß eine solche Lesung mir annehmbar gewesen wäre. Vielmehr gewann ich den Eindruck, als müßten diese scheinbaren Zahlen in einem inneren Zusammenhange mit den Zeichen in den Schilden stehen.

Auffällig betont in den Mittelpunkt des unteren Bildfeldes gestellt erschien mir die scheinbare 8. Aus Edmund von Wecus war mir ein Alphabet der Feme bekannt, das nach Seite 23 seines Heftes aus einer Urkunde von Arnberg 1437 „Reformation des heimlichen Gerichtes“ stammt. In diesem Abc steht das W am Ende; es gleicht einer 8, von deren Schlingpunkt ein Seitenstrich nach rechts geht. Ich nahm des Anlants wegen an, daß mit dieser Schlinge die „Wiede“ dargestellt sein möchte, d. h. der Strich, mit dem die Femerichter Verurteilte an den nächsten Baum zu hängen pflegten. Dann konnte die scheinbare 8 der untersten Reihe ebenfalls ein Sinnbild der Wiede sein, da es sich ja doch um einen Femestuhl handelt. Auffällig war mir auch, daß die Zeichen 1, 2 und 4 dieser Reihe eine in der Grundgestalt z. T. recht weitgehende Übereinstimmung mit den Buchstaben c, i und a des Geheim-Abc aufweisen. Daß der Femebund seit seiner Ausbreitung über das ganze Reich geheime Erkennungszeichen und Losungen zu schaffen sich genötigt gesehen hatte, ist bekannt. Darum hielt ich es für sehr wohl möglich, daß die genannten Zeichen einen geheimen Sinn für die „Eidgenossen“ enthielten. Ich habe seitdem festgestellt, daß Wecus in seinem Hauptteil von Lindner abhängig ist und die von ihm gebotenen Urkundenstellen verläßlich sind. Aber das Urbild des von ihm mitgeteilten Alphabets habe ich bisher nicht ermitteln können. Hier müßte weiter unter-

sucht werden. Denn wenn es sich wirklich um Geheimbuchstaben der Feme handeln sollte, so ließe sich daraus eine untere Zeitgrenze für die Meißelung dieser Reihe gewinnen.

Dadurch, daß ich in der scheinbaren 8 ein Bildzeichen der Wiede glaubte sehen zu können, wurde mein Deutungsversuch von 1932 auf ein bestimmtes Gleis geschoben. Someyer hat S. 3 seines Leitwerkes geschrieben: „Zwischen Bild und Zeichen tritt noch eine Mittelfurche ein, das Bildzeichen, das Sinnbild. ... Ein solches Zeichen nun, welches sich nicht des Bildes, sondern schlichter, einem jeden bereiter Mittel bedient, nenne ich Merkzeichen oder schlechtweg Marke. Dabei kann dieselbe Figur bald ein Bild, bald ein Sinnbild, bald eine Marke darstellen. Die Kreuzesgestalt ist die natürliche Nachbildung des Holzes, an dem der Heiland litt; sie ist das Sinnbild der christlichen Kirche; sie ist endlich eine bloße Marke, wenn diese Zusammensetzung einiger Striche, auch ohne Beziehung auf das Christentum, zum eigenen Zeichen einer Person genommen wurde.“

Zu den mehrdeutigen Figuren hätte Someyer auch das „Hammerzeichen“ und den „Lebensbaum“ stellen können. Im dritten Schilde des Stuhls steht links das Zeichen T. Als „Hammerzeichen“ hat es im Brauchtum der Germanen und im Rechtswesen des deutschen Mittelalters eine bedeutsame Rolle gehabt. Darauf hat u. a. wieder Eugen Weiskopf 1927 in „Steinmetzart und Steinmetzgeist“ S. 68 hingewiesen. Da der Stuhl ein Richterstuhl ist, hielt ich also für möglich, in dem T ein Sinnbild des Hammers zu sehen. Das mittlere Zeichen des dritten Schildes faßte ich — unter Anlehnung an die Sinnbilderforschung Herman Wirths — als „Lebensbaum“. (Schluß folgt.)

Der Schlitten im Brauchtum

Von Friedrich Mößinger

Während der Wagen und das auf Rädern gefahrene Schiff, beide als Geräte kultischer Umzüge, schon lange die Aufmerksamkeit der Forscher gefunden haben, sind Schlitten oder Schleife bis jetzt noch kaum beachtet worden, obwohl sie ohne Zweifel eine viel urtümlichere Form solcher Geräte darstellen und obwohl sie früher wie heute noch häufig im Brauchtum zu finden sind.

Schon unter den zahlreichen, auf den schwedischen Felszeichnungen der Bronzezeit sichtbaren Schiffen, die zu kultischen Festauszügen gehören, befinden sich eine ganze Anzahl, die auf Schlitten zu sitzen scheinen, wenn sie nicht gar überhaupt nur Schlitten darstellen. Besonders deutlich ist ein solches Gefährt, auf dem ein vierspeichiges Rad gefahren wird, aber auch andere Bilder stellen deutlich Schlitten dar, bei denen man sogar die stützenden und verstreubenden Balken erkennt. Einen Schlitten zeigt auch eine Steintafel des Rindgräbes, dessen Darstellung ohne Zweifel mit kultischen Geräten verbunden, also selbst kultisch gemeint ist.

Es erscheint nicht bestrebend, daß in dieser Frühzeit an Stelle des noch seltenen Wagens der Schlitten oder die Schleife als Kultgerät benutzt wurden, eben aus der Zeit herstammend, in der der Wagen noch nicht erfunden war. Erstaunlich aber ist es, daß sich dieses Fahrzeug im Brauch und Kinderspiel bis heute erhalten hat, und zwar dort, wo man den viel besseren und praktischeren Wagen erwarten sollte. Zwar sitzen bei den meisten Schiffsumzügen die Kultschiffe auf Rädern. Dies trifft schon für die Nürnberger Schenbartzüge

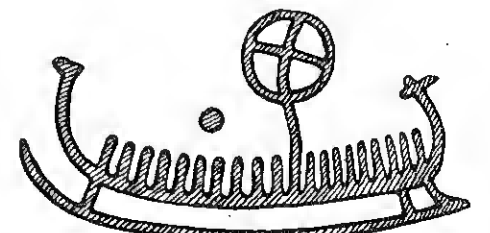


Abb. 1. Schiff mit Rad (Schlitten?)
Bohuslän, Schweden
(Nach D. Almgren)

Nordische Felszeichnungen, Verlag Dietrich

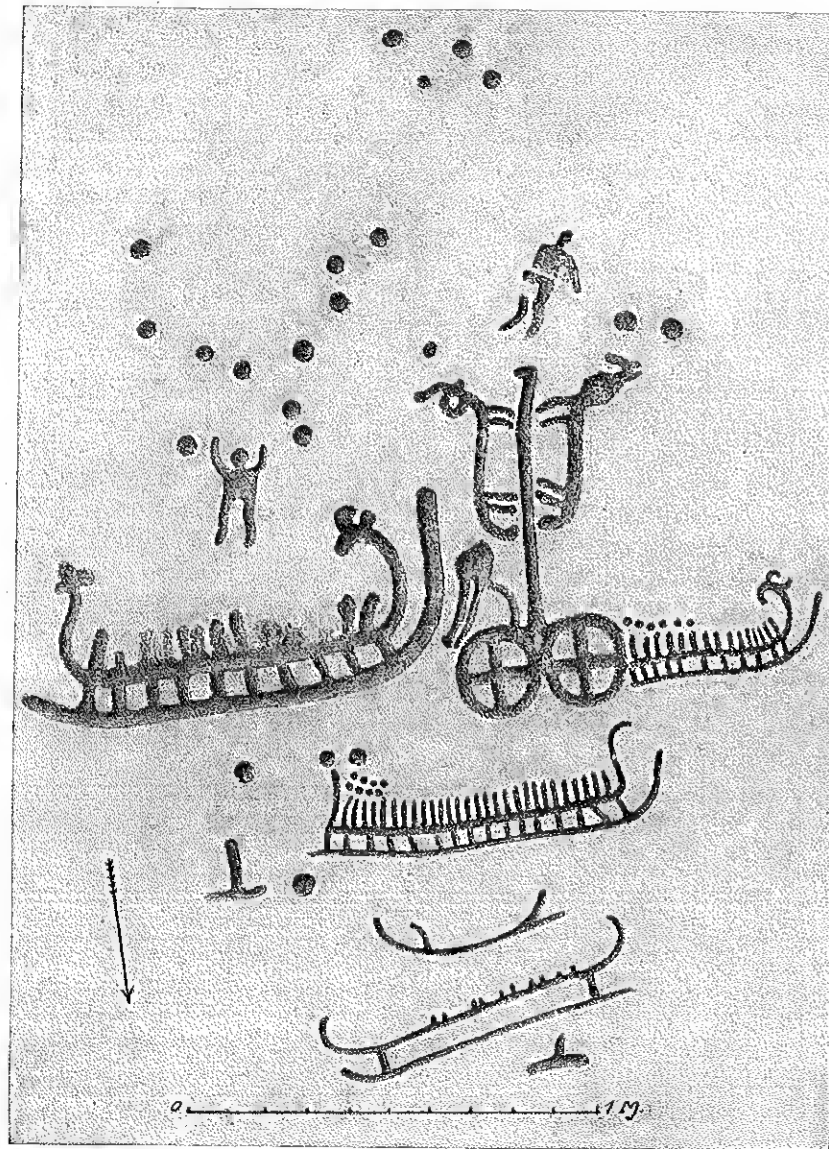


Abb. 2. Björneröd, Tanum, Bohuslän
(Nach Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, Verlag Kallmeyer, Leipzig)

des ausgehenden Mittelalters zu und erst recht für die Schiffe unserer rheinischen Fastnacht der Gegenwart. Daneben aber steht die Schembarthölle in Nürnberg, allerdings kein Schiff, mehrfach auf Rufen (1475, 1508, 1516), und die Laufener Schiffer schleppen heute noch zur Faschingszeit ein Schiff auf einer Schleife durch die Straßen der Stadt¹. Auch der „Bloch“, den die Burschen an Fastnacht in Tirol mit einem geschmückten Bäumchen durchs Dorf ziehen, liegt auf einem Schlitten², und in Kärnten werden der letzte Drescher und der Knecht, der die letzte Garbe aufgebunden hat, mit Strohseffeln und Strohkrone auf einem Schlitten durchs Dorf gezogen und in den Bach geworfen³. Könnte man bei diesen Erwähnungen daran denken, daß hier ein Schlitten benutzt wird, weil Schnee liegt, so kann dies für folgenden Brauch nicht zutreffen, denn er wird erst an Pfingsten

Abb. 3. Nürnberger Schembarthölle von 1508
(Nach Brüggemann, Vom Schembarthlaufen. Bibliograph. Institut, Leipzig)



geübt. Da verkleiden sich die jungen Burschen in manchen Gegenden Böhmens mit Hilfe von großen Hüten aus Birkenborke und Blumen. Ihren „König“ ziehen sie auf einem Schlitten durchs Dorf und kippen ihn in die Pfützen am Weg⁴. Zum Schluß gehen sie mit einem Maibaum bettelnd durchs Dorf. Es kann kein Zweifel sein, daß es sich hier um Reste alter Umzüge handelt, bei denen der Winter, der Tod, der altgewordene Jahresgott oder wie wir ihn auch nennen wollen, feierlich umgefahren und dann vertrieben wird. Der Schlitten aber ist dabei ein Gerät von höchstem Alter; er hat sich nur erhalten, weil er von Urzeiten her mit diesen Bräuchen verknüpft war; freilich ist er oft durch den praktischen Wagen ersetzt, der uns als Kultwagen ebenfalls schon früh begegnet.

In einer Sage von der wilden Jagd, die Höfler anführt, wird in uns die Erinnerung an die bronzezeitlichen Felszeichnungen besonders wach. Es heißt da, daß die bösen Geister ein sonderbares Fuhrwerk nachziehen; es besteht „aus einer Art Schlitten, der fast gestaltet ist wie ein Schiff ...“⁵. Ebenso auffällig in ihrer Ähnlichkeit mit den rädertragenden Schlittenzeichnungen Schwedens ist eine Gruppe von weitverbreiteten Bräuchen, bei denen eine oder zwei Puppen, manchmal auch wirkliche Menschen, auf einem sich drehenden Rade in einem Umzug mitgeschleift werden. So geschieht es bei einem Johannistagsfest in Rohrbach im Odenwald, wo das geschleifte Rad sich immer



Abb. 4. Puppe auf dem Schleifrad
(Rohrbach im Odenwald, Aufn. Collmann)

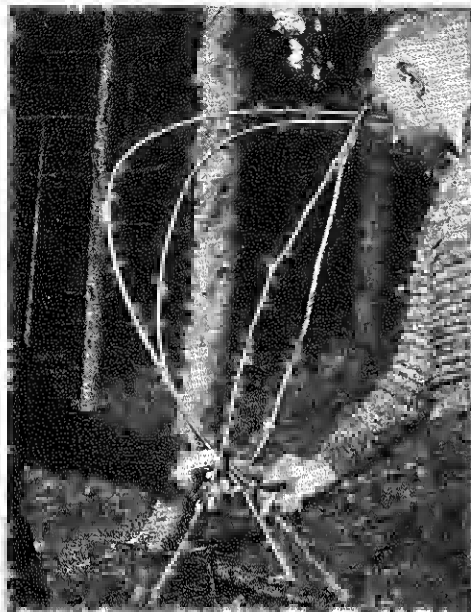


Abb. 5. Herstellung des Hasenwagens (Odenwald)
(Aufn. Winter)

kreisend dreht und die menschenähnliche Puppe mit. Solche auf Räder gebundene Gestalten werden im Zuge des wütenden Heeres schon 1534 von Agricola und 1668 bei Prätorius erwähnt, doch ist hier wie bei Belegen aus der Gegenwart von der Schweizer Fastnacht und im Burgenland nicht deutlich, ob eine Schleife dabei verwendet wurde. Dagegen heißt es bei der Beschreibung eines Wasservogelfestes in Sauerbach (Oberbayern) deutlich, daß Hänsl und Gretel von Stroh auf einem Schleifrad und eine Heze auf einer Eggen Schleife mitgeführt wurden. Bei einem Frühlingsfest zu Hollstadt im Saalegrund werden zwei ähnliche Gestalten durch lebende

Menschen auf dem Schleifrad dargestellt und außerdem ziehen vier junge Mädchen eine Rübenschleife¹. Am klarsten aber ist ein Bericht von der Buchener Fastnacht²: „Auf einem Bod mit Rufen war ein Rad waagrecht so befestigt, daß es durch ein Seil ständig gedreht werden konnte. Bei dem Zug durch die Stadt saß auf diesem schwanfenden und kreisenden Gefährt ein Bursche, an dessen krampfhaften Bemühungen, seine fünf Sinne beieinander zu behalten, sich jedermann köstlich weidete.“ Wie sehr dieser Bod mit Rufen an die vorn genannte Felszeichnung erinnert, braucht nicht noch besonders betont zu werden.

Auch im Kinderspiel ist ein Schlitten (zur Sommerzeit und ohne Schnee!) noch wohl bekannt. Es ist schon oft betont worden, daß sich bei den Kindern viel Alttertümliches erhalten hat, das bei den Erwachsenen längst ausgestorben ist. So kennen sie auch noch die Herstellung eines Schlittens mit gebogenen Zweigen als Rufen. Schon Schmeller³ beschreibt ihn als „Graitelwagen“; in der Mark heißt er „Bögelwagen“, im Odenwald „Hasenwagen“. Hier wird er besonders alttertümlich ohne jeden Nagel, ja ohne Schnur gefertigt und dient dazu, das Moos für die Osterhasennester herbeizuschleifen⁴. In der

¹ Adrian, Von Salzburger Sitt' und Brauch. 1924, 79.

² Panzer, Vohr. Sagen und Bräuche. II. 1855, 246.

³ Frazer, Der goldene Zweig (deutsche Ausg.). 1928, 625.

⁴ Frazer, Ebenda 189.

⁵ Kultische Geheimbünde der Germanen. 1934, 91.



Abb. 6. Der Hasenwagen im Odenwald
(Aufn. Winter)

Wetterau wird er kräftiger gebaut, so daß die Hirtenjungen sich darauf setzen und sich gegenseitig über die Weidestächen ziehen. Wenn hier auch, von dem schwachen Anflug an den Osterbrauch abgesehen, die Beziehungen zum Brauchtum verschwunden sind, so haben doch die Kinder wenigstens die Herstellung des Schlittens und damit des ältesten Fahrzeuges, des Vorläufers der Räderwagen, erhalten und bis heute gepflegt. So spannt sich ein Bogen vom urtümlichen Schlitten der Vorzeit bis zum Kinderspielzeug unserer Tage in seiner einfachen, werkgerechten und wahrhaft zeitlosen Gestaltung.

⁶ Mannhardt, Mythologische Forschungen. 1884, 111.

⁷ Max Walter, in dem „Warturm“ (Buchen). 1. Jahrg. 1926, 20.

⁸ Vahr. Wörterbuch. II. 1828, 124.

⁹ Brunner, Ostdeutsche Volkskunde. 1925, Abb. 42.

¹⁰ Winter, in „Volk und Scholle“ (Darmstadt). 1934, 115.

Geschichtliche Weifestunde in Quedlinburg

Die feierliche Wiederbeisetzung der Gebeine des ersten deutschen Königs

In der Nacht vom 1. zum 2. Juli 1937 wurden in der Krypta des Domes zu Quedlinburg die Gebeine Heinrichs I., des ersten deutschen Königs, im Rahmen einer Weifestunde feierlich beigelegt. An der Feier selbst nahm nur ein kleiner Personenkreis teil: an der Spitze der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei Heinrich Himmler, Reichsstatthalter und Gauleiter Jordan, Gauleiter SS-Gruppenführer Eggeling, außerdem eine Reihe von hohen Führern der SS und der Oberbürgermeister der Stadt Quedlinburg. Das „Münenerbe“ war auf Einladung des Reichsführers SS vertreten durch den Präsidenten SS-Hauptsturmführer Professor Dr. Walter Wüst und den Reichsgeschäftsführer SS-Obersturmführer Siebers.

Vor der Feier im Dom begab sich der Reichsführer SS mit seinen Gästen und seiner Begleitung zu der auf dem alten Königshof gelegenen Kapelle Heinrichs I., wo er einen Strauß aus Eichenzweigen niederlegte. Den Weg zur Kapelle umsäumten Fackelträger der SS. Am Eingang der Kapelle und in der Kapelle selbst standen Doppelposten der SS-Junkerschule Braunschweig im Stahlhelm als Ehrenwache. Nach einem kurzen Gedanken begab sich der Reichsführer SS mit seiner Begleitung zum Schloßberg, an dessen Ausgang hohe schwarze, mit den Sig-Runen der SS geschmückte Pylonen standen, deren brennende Feuer auf dem Schloßberg eine eigenartig-feierliche Stimmung verbreiteten. Rechts und links vom Ausgang standen Männer der SS-Junkerschule Braunschweig im Stahlhelm mit Gewehr bei Fuß.

Beim Betreten des Domes, dessen bodenständiger Schmuck seine Bedeutung als König-Heinrich-Halle würdig unterstrich, erklang feierliches Orgelspiel. An der Konsole saß der bekannte Organist Fritz Werner aus Potsdam. Durch den Dom begaben sich der Reichsführer SS und seine Gäste an die durch Kerzen beleuchtete Heinrichsgruft. Dort meldete SS-Obersturmführer Dr. Hühne dem Reichsführer SS, daß die in wissenschaftlicher Forschung nachgewiesenen Gebeine Heinrichs I. zur Wiederbeisetzung in einem neuen, zeitgechten Sarkophag bereitstünden.

Hierauf gedachte der Reichsführer SS noch einmal in kurzen Worten der unsterblichen Verdienste des großen Sachsenherzogs, dieses wahrhaft ersten deutschen Königs, und gab dann den Befehl, die sterblichen Reste König Heinrichs nunmehr zur letzten und endgültigen Ruhe beizusetzen.

Unter ergrißnenem Schweigen der Anwesenden wurde in feierlicher Form die Einsetzung vorgenommen und der Sarkophag geschlossen und versiegelt.

Als Zeugen dieser geschichtlichen Stunde unterzeichneten alle Anwesenden die Wiederbeisetzungsurkunde.

Als die Gruft geschlossen war, legte der Reichsführer SS an der Ruhestätte König Heinrichs und seiner Gattin, der Königin Mathilde, Kränze nieder. Jubelnde Orgelklänge beschloßen die Feierstunde.



Der Reichsführer SS Heinrich Himmler in der Krypta des Domes zu Quedlinburg anlässlich der feierlichen Wiederbeisetzung der Gebeine König Heinrichs I.
Aufn. Presse III. Hofmann

Die Bücherwaage

Frederik Adama van Schellema, *Die Kunst unserer Vorzeit*. Bibliographisches Institut AG., Leipzig. 191 Seiten und 204 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. In Leinen gebunden 4,80 RM.

Mit Freude zeigen wir dieses bedeutende Werk an. Das Thema, das des Verfassers „Alt-nordische Kunst“ angeschlossen ist hier fortgeführt und erweitert: der Versuch nämlich, „die Eigengesetzlichkeit dieser Kunst und ihre hohe Bedeutung gerade für die moderne, fast nur im deutschen Sprachgebiet verbreitete und verstandene Kunstforschung nachzuweisen“ (S. 1), wobei zugleich die Brücke zwischen der Vorzeit- und der Kunstforschung geschlagen werden soll; es kann wohl gesagt werden, daß das Erreichte in vielem über das Ergebnis eines Versuchs hinausgeht. Für die Kunstgeschichte ergeben sich trotz der Verschiedenheit der Wege manche Berührungen mit den Forschungen Josef Strzygowskis; Stein auf Stein fügen sich die Grundmauern zu einer künftigen deutschen Kunstgeschichte, zur endgültigen Überwindung — was nicht gleichbedeutend ist mit Ablehnung — des Humanismus auch hier. Die Vorgeschichtsforschung gewinnt eine Menge von neuen Gesichtspunkten und eine entschiedene Förderung auf ihrem Wege zur Ergänzung der bloßen Sachkunde durch die Kunde von Wesen und Entwicklung (nach Strzygowski), von Wesen und Wachstum (nach A. van Schellema). Aus der Fülle des Wertvollen und Anregenden entnehmen wir nur einige Sätze zum Einflußproblem (S. 65): „Die Frage, wie unsere nordische Kultur auf die ihr zufließenden fremden Kunstformen reagiert, wie diese Einverleibung sich vollzieht und welcher Endzustand sich aus diesem Prozeß ergibt, wird nicht nur durch den Charakter der Fremdformen bedingt, sondern vor allem auch durch die jeweils herrschende geistige Struktur, den jeweils erreichten Entwicklungszustand, in dem eben diese nordische Kulturgemeinschaft sich im Augenblick der fremden Einwirkung befindet. Unsere ganze Einstellung zu diesen Fragen würde sich außerordentlich vereinfachen, wenn wir uns endlich dazu entschließen könnten, die Kulturgemeinschaft als einen lebendigen Organismus zu verstehen, der, wie jeder biologische Organis-

mus des Individuums, sein eigenes Form- und Entwicklungsgesetz in sich trägt.“ Bedauerlich ist, daß der Verfasser den von hier aus uns nur klein erscheinenden, so wesentlichen Schritt zur Einbeziehung rassistischer Gesichtspunkte nicht vollzieht. — Keine Vorgeschichtsbetrachtung wird künftig an den Methoden und Ergebnissen dieses Buches vorbeischießen können.
G. Bauer.

J. Rasch, *Niederländische Folllore*. Deventer, Kluitner-Verlag. 110 Seiten 1,25 Gulden.

Dies kleine Wörterbuch der holländischen Volkskunde, das über Volksglauben und Brauch unterrichtet, ist eine sehr dankenswerte Zusammenstellung zerstreuter Materials. Ein Schlagwortverzeichnis erleichtert den Gebrauch, und die genauen Schrifttumsnachweise sind sehr zu begrüßen. Die Volkskunde Hollands ist bis heute in Deutschland viel zu wenig beachtet worden. Die vielfach höchst altertümlichen Überlieferungen Hollands können die Volksüberlieferung Deutschlands oft in wertvoller Weise ergänzen.
Guth.

Adolf Spamer, *Deutsche Fastnachtbräuche*. Albert Becker, Osterie und Osterhase. Eugen Fehrle, *Deutsche Hochzeitsbräuche*. Walter Dschilewski, *Der Buchdrucker*. Diederichs, Jena. Gebunden je 1,60 RM.

Die vorliegenden Bände eröffnen die neue Reihe „Volkstümlichkeit und Brauch“, die Spamer herausgibt. Diese Schriftenreihe ist ähnlich ausgestaltet, wie die Bände der bekannten Reihe „Deutsche Volkheit“. In volkstümlicher Weise wird von besten Sachkennern das Brauchtum der Volksfeste und der Berufsstände dargestellt. Die vorliegenden Bände können alle sehr gefallen, und wir wünschen, daß die Reihe einen guten Erfolg hat.

Spamer stellt die Fastnachtbräuche dar und kann dabei die wichtigen Aufschlüsse, die einmal die Festschriftforschung, zum andern die neuen Untersuchungen der Sagen vom Wilden Heer gebracht haben, auswerten. Becker schildert die Osterbräuche; man erfährt viel Wissenswertes über die Göttin Ostara, das Osterie, den Hasen.

Fehrle hat in seinem Band über die Hochzeitsbräuche Gelegenheit, eine Fülle

vollständiger Überlieferungen vor dem Leser auszubreiten. Sehr zu begrüßen ist die klare Darlegung der Umformung germanischen Hochzeitsbrauchtums durch christliche Einflüsse. Im Vorbeigehen bemerkt F., daß ein bestimmter metallner Brautschmuck an bronzezeitliche Formen erinnere; dazu

wünscht man sich eingehendere Betrachtungen. Schilewski führt in den Bereich der Handwerkerbräuche, die bisher weniger beachtet wurden, aber ebenfalls viel altertümliches bewahren, wie man neuerdings immer deutlicher sieht. Guth.

Hieb und Stich

Auch eine Antwort. In den „Nordischen Stimmen“, Heft 6/1937, finden wir folgende Auslassung:

„In der gleichen Zeitschrift (Germanien) Heft 6, Juni 1937, findet sich ein von Eugen und Munin, den bekannten Odinsrabern, unterzeichneter, also tapfer pseudonymer großer Angriffsaufsatz gegen die vor zehn Jahren durch zwei führende Wissenschaftler (Haas und Mogk) der Öffentlichkeit übergebene Doktorarbeit des Unterzeichneten, voller Entstellungen, Gefälschungen und Unsachlichkeiten.“

Wir widmen den zwei Raben folgende Strophen, in Walhall den dämonischen Berserkern in Tiermaske zu singen:

Eugen und Munin

Erst Odinsrabern, dann nur Galgenvögel,
so flattern diese zwei um's deutsche Nest;
statt Walhall-Gelken anonyme Flegel,
die in Germanien man schreiben laßt.

Des „Wilden Jägers“ irrendes Gelichter
gab nie der Heimatfront zum Kampf sich hin;

doch macht man seine Wildheit uns zum
Richter,
verhöhndend jeden heimatsichern Sinn.

Ihr treibt's so weit, bis Müttern nur noch
Grauen

das Herz vor solchem Mnenbild erfüllt;
und lehrt sie neu der Kirche sich vertrauen,
die ihnen bannet des Wutgotts' graues Bild.

Die „Pax Romana“ wartet auf die Stunde,
da deutscher Gottesfriede aufgelöst
in Euerm Wahn vom Wutgott-

Männerbunde,
Von dessen Kriegslust uns nur „Rom“ erlöst.
Und so beschimpft ihr uns, die wir noch

kämpfen
aus Gottesgrund und Sippe, Blut und Land,

Und Eurem Dionys' die Räusche dämpfen
mit Volkes Klarheit, Herzschlag und Verstand.

Bernhard Kummer.

Odins Dichternet scheint nicht jedem zu bekommen. Im übrigen geben wir diese Gegenäußerung wörtlich und ungekürzt wieder und stellen anheim, in Angriff und Gegenangriff „Entstellungen, Gefälschungen und Unsachlichkeiten“ auf ihr beiderseitiges Maß zu prüfen. Der Aufsatz in unserem Juniheft ist unter voller Verantwortung der Hauptchriftleitung erschienen; die Zitate aus dem Buche von Kummer sind der zweiten Auflage von 1935 entnommen und nirgendwo geändert oder entstellt, sondern wörtlich wiedergegeben. Gefälschtheit innerhalb dieses Aufsatzes dürfte man wohl nur in den Zitaten selbst finden, und zwar richten sie sich gegen den obersten germanischen Gott, gegen dessen Verunglimpfung sich allerdings der „heimatsichere Sinn“ mit allem ursprünglichen germanischen Zorne aufgelehnt hat (wofür uns von zahlreichen Lesern und auch von vielen „führenden Wissenschaftlern“ Beifall gezollt wurde). Dagegen ist der Urheber dieser Zitate nirgendwo persönlich angegriffen worden, obgleich er selbst mit Wendungen wie „romhörig“ und ähnlichen etwas leichtfertig umzugehen pflegt (vgl. „Nordische Stimmen“, Jahrgang 1932 u. a.).

Auf einer Stufe, die durch „Reime“ wie „Galgenvögel — anonyme Flegel“ gekennzeichnet wird, gedenken wir uns nicht auseinanderzusetzen. Einen Gegenangriff, der sich wirklich und mit aller Schärfe auf die angeschnittenen Fragen richtet, die für unser germanisches Selbstbewußtsein brennend sind, wie wenige andere — einen solchen Gegenangriff würden wir dagegen wärmstens begrüßen. Der Hauptchriftleiter.

Zeitschriftenchau

Rasse, 4. Jahrg., 1937, Heft 5. Rudolf Wiggers, Vom Stil des Reisens und Wanderns im deutschen und im arabischen Märchen. Obgleich das deutsche und vor allem das arabische Märchengut nicht einheitlicher Herkunft ist, lassen sich doch in ihnen bezeichnende Grundhaltungen aufweisen. W. verdeutlicht das in den Schilderungen des Reisens und Wanderns. Zwei Stile heben sich voneinander ab: „der des planlosen Schweifens und Jagens als Ausdruck der Beutegier und der des hochgemuten Wanderns als Ausdruck eines inneren Dranges in die Ferne zur unbekannten Aufgabe hin.“ Forschungen und Fortschritte, XIII. Jahrg., Nr. 15, 20. Mai 1937. Franz Steinbach, Volksgeschichte und politische Geschichte an der deutschen Westgrenze. Steinbach berichtet über die Ergebnisse der Forschungen von Franz Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich (Bonn 1937, Röhrscheid-Verlag), dessen Hauptthese er zustimmt. Petri habe den Nachweis erbracht, daß die fränkische Reichsbildung auf der Grundlage breiter germanischer Volksiedlung in Nordgallien erfolgt ist. Die bisher herrschende Ansicht, daß „die Franken nur bis zur Sprachgrenze als Siedler in breiter Front, darüber hinaus bloß als politische Eroberer vorgerückt seien“, sei durch Petris Forschungen endgültig überwunden. Von archäologischer Seite stimmt S. Zeit (Historische Zeitschrift, Heft 1, 1937) Petri zu, während Gamillscheg Bedenken geltend machte.

Vergangenheit und Gegenwart, 27. Jhrg., Heft V, Mai 1937. Gustav Köhler, Die Belehrung der Burgunder zum Christentum. Eine gründliche Arbeit, die sich im ersten Teil mit der These S. von Schuberts auseinandersetzt und zeigt, daß „der Arianismus bei den Burgundern traditionell war, obgleich auch der Katholizismus in einigen Familien Eingang gefunden haben mochte.“ Wichtig sind die Ausführungen des Verfassers über die Verbindungslinien vom uralten Sonnen glauben zum Arianismus, zu dem die Germanen keineswegs aus irgendwelchen Erwägungen theologisch-dogmatischer Fragen hinneigten. Köhler glaubt, daß der Arianismus der Ostgermanen zu einer vom-unabhängigen germanisch-christ-

lichen Kultur hätte führen können, wenn diese Entwicklung nicht durch die Franken aus politischem Egoismus zerstört worden wäre. Die Arbeit von Edmund Weber, Das erste germanische Christentum (Leipzig, A. Klein-Verlag) berücksichtigt der Verf. dauerlicher Weise nicht.

Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 13. Jahrgang 1937, Heft 5/6. Dies reichhaltige Doppelheft des Nachrichtenblattes ist der rheinischen Vorgeschichte gewidmet. Die Museumsleitungen und Institute in Bonn, Trier und Duisburg berichten über ihre Ausgrabungstätigkeit seit 1933. / Prof. Dr. Erwin Mehl, Wien, Altgermanisches Bergsteigertum. Rhythmus, Monatschrift für deutsche Kultur, 15. Jahrgang, Heft 6 und Heft 7/8. Den bisherigen Sportgeschichten war das altgermanische Bergsteigertum unbekannt, obgleich es sehr gut bezeugt ist. Mehl ordnet die Belege in zwei Abschnitte: 1. Nachrichten der Römer und Griechen und 2. Altnordische Überlieferung. Beide Nachrichtenquellen ergänzen sich auch in dieser Frage in überraschender Weise und ergeben ein lebendiges Bild des germanischen Bergsteigertums. Mehls Arbeit ist zugleich ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der germanischen Leibesübungen überhaupt. Mit größtem Recht sagt Prof. Mehl: „In Bezug auf ihre Stellung innerhalb der Erziehung und im öffentlichen Leben können sich diese altnordischen Leibesübungen ohne weiteres mit den vielgerühmten hellenischen vergleichen, an Kühnheit und Reichhaltigkeit der Formen übertreffen sie sie weitaus. Nur die humanistische Einstellung unserer Kultur und besonders der Schule hat bisher ihre gehörende Schätzung verhindert.“ Die Arbeit Prof. Mehls verdient weitest Verbreitung und aufmerksamste Beachtung, sie ist ein sehr schöner Beitrag zur Germanentunde. / Dr. Plagmann, Das heilige Brot. F. M.-Zeitschrift, 4. Jahrg., Folge 8, August 1937. Jeder Deutsche kennt die Sinnbilder darstellenden Festgebäude, das „Gebildbrot“, man weiß auch um die Heiligkeit des Brotes im Volks glauben, und viele kennen die weiterverbreiteten Sagen von der Bestrafung des Brotsrebeles. Sonderbarer Weise sind sich aber die wenigsten darüber klar, daß die Heiligkeit des Brotes im germanischen

Mythos wurzelt. Blakmann zeigt dies in überzeugender Weise. Damit wird ein dankbares Thema umrissen, das einmal eine umfassende Behandlung verdiente. / *Archiv für Religionswissenschaft*. Heft 1/2, 1937. Das *Archiv für Religionswissenschaft* berücksichtigt seit 1936 besonders die Religion der indogermanischen Völker, vor allem der Germanen (vergl. die Vorrede des Jahrgangs 1936 und den Zeitaußatz von Friedrich Pfister „Die germanische Religion“). Dabei ist es seiner alten Tradition treugeblieben und leistet gediegene wissenschaftliche Arbeit; zu dem Mitarbeiterstab gehören vor allem deutsche, holländische und schwedische Gelehrte. Das neue Doppelheft enthält folgende Arbeiten, die den Germanenforscher besonders angehen: Merkel, Anfänge der Erforschung germanischer Religion; Hauer, Religion und Rasse; Pfister, Probleme der religiösen Volkskunde; Otto Weinreich, Zur religiösen Volkskunde Altbayerns; Fr. Behn, Die nordischen Felsbilder. Merkel berichtet über die Erforschung der germanischen Religion vor Grimm; Hauer kritisiert vernichtend die verfehlte Arbeit von Christel M. Schröder über „Rasse und Religion“; Weinreich würdigt die Ver-

öffentlichungen von Rud. Kriß zur religiösen Volkskunde Altbayerns, die ausgezeichnete Forschungsarbeit bedeuten, „geleitet von Liebe zur Heimat und Einfühlungsvermögen in lebendige Volksreligiosität.“ / *De Wolsangel*, 2. Jg., Nr. 1, Juli 1937. Die Herausgabe der *Wolsangel* übernimmt mit der ersten Nummer des 2. Jahrganges die Stiftung „Der Baderen Erbsaal“, Wertgemeinschaft voor Volkskunde. Der große Zeitaußatz der vorliegenden Nummer handelt über das Odalzeichen und bringt viele gute Abbildungen. / Bruno Schier, Der deutsche Einfluß auf den Hausbau Osteuropas. *MS. Monatshefte*, Nr. 86, Mai 1937. Der durch sein Werk „Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa“ rühmlich bekannte Verfasser gibt eine auf gründlicher Forschung beruhende Darstellung des germanisch-deutschen Einflusses auf den westslawischen Hausbau. „Es gibt auf westslawischem Boden kein slaw., siedlungs- und hauskundliches Merkmal, das nicht eine Spur deutschen Einflusses erkennen ließe... Auch die slawische Forschung hat stets mit Anerkennung vermerkt, daß die westslawische Stadt als Siedlung und wirtschaftlicher Organismus auf deutschen Ursprung zurückgeht.“ Dr. D. Guth.

Mitteilung: II. Nordischer wissenschaftlicher Kongreß „Tracht und Schmuck“

Zum zweiten Male treten in der Zeit vom 30. August bis 4. September 1937 in Lübeck die Forscher und Freunde der Vor- und Frühgeschichte sowie der Volkskunde zusammen, um im Rahmen des II. Nordischen Wissenschaftlichen Kongresses „Tracht und Schmuck“ von diesen beiden Hauptgebieten der einschlägigen Wissenschaft aus gemeinsam Fragen und Probleme von Tracht und Schmuck zu behandeln, nachdem bei dem ersten Kongreß Haus und Hof im nordischen Raum im Vordergrund der Erörterungen standen. Wie erfolgreich der vorjährige Kongreß verlaufen ist, mag daran zu ermessen sein, daß in diesem Jahre fast alle nordisch-germanischen Staaten Europas durch ihre wissenschaftlichen Fachleute vertreten sein werden. Das Programm der Vortragsveranstaltungen, das in Kürze veröffentlicht wird, sieht insgesamt rund vierzig Vorträge vor, die von Vertretern aus folgenden Staaten bestritten werden: Belgien, Dänemark, Finnland, Holland, Island, Lettland, Norwegen, Österreich, Tschechoslowakei, Schweden und Deutschland. Der erste Teil des Kongresses beschäftigt sich mit den Fragen von Tracht und Schmuck vom vor- und frühgeschichtlichen Standpunkt aus, während im zweiten Teil die volkskundliche und historische Seite behandelt wird.

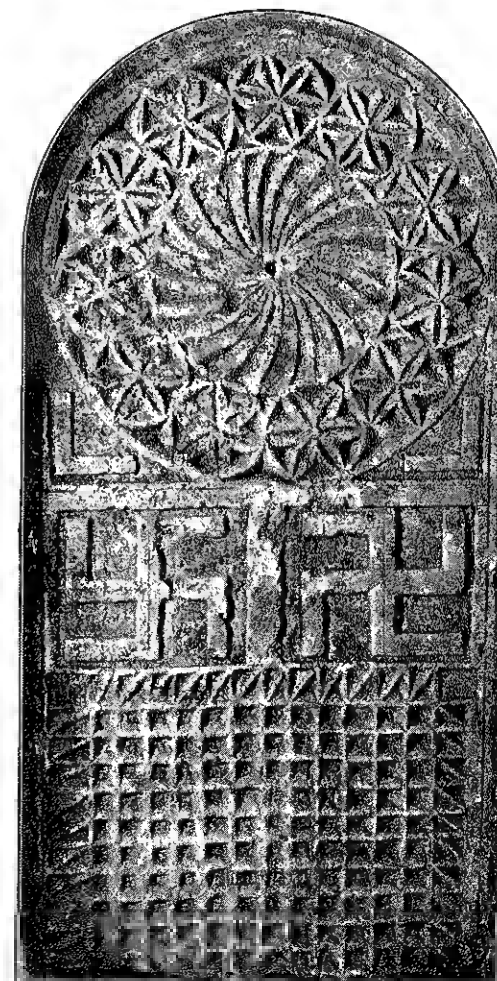
Nähere Mitteilungen und Einladungen stehen beim Vorbereitenden Komitee des II. Nordischen Wissenschaftlichen Kongresses „Tracht und Schmuck“, Berlin W 9, Schellingstraße 6, zur Verfügung.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Blakmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: A. F. Koehler. Leipzig OL. Printed in Germany.

Leipzig, September 1937

Seft 9

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens